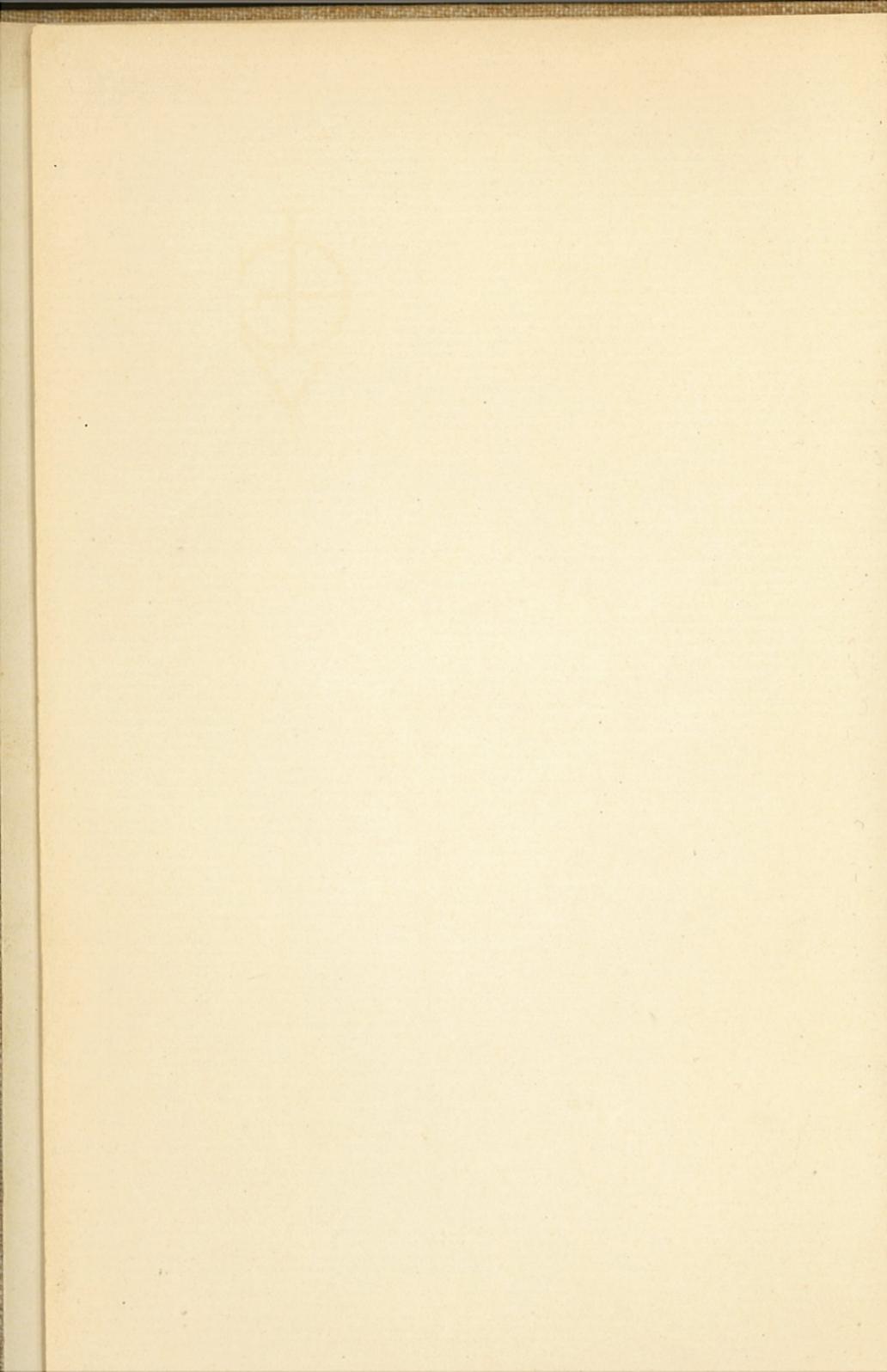


js







**François Villon** / Nach einem unbekanntem Holzschnitt  
aus dem 16. Jahrhundert gezeichnet von Eddy Smith

Die Balladen und lasterhaften Lieder  
des Herrn **FRANÇOIS VILLON** in  
deutscher Nachdichtung von Paul Zech

MCMXXXI

Erich Lichtenstein Verlag / Weimar

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1930 by Erich Lichtenstein Verlag, Weimar  
Druck der Offizin Saag-Drugulin AG. in Leipzig

## François Villon / Leben, Werk und Wertung

„Villon sut le premier, dans ces siècles grossiers  
Débrouiller l'art confus de nos vieux romanciers.“

*Boileau*

„Peu de Villons en bon scavoir,  
Trop de Villons pour decevoir.“

*Clément Marot*

Der Dichter, den wir hier in voller Lebensgröße vorführen, ist einer von den Abseitigen, einer von den großen Desperados, die des Herrn Lombroso Theorie vom geborenen Bösewicht auf Glatteis führen und den Sittlichkeits-Nachwächtern aller Zeiten hinreichend verdächtig erscheinen: Werk und Urheber dem Staatsanwalt zu empfehlen. Villon hat allerdings nie Wert darauf gelegt, als Schönbold, Musterehrenmann, Akademieprofessor oder Nobelpreis-Träger durch die Literaturgeschichte zu geistern. Und weil er mit seinem richtigen Namen Montcorbier, also Rabenberg, oder besser noch: Galgenberg hieß, (aber beileibe nicht: Des Loges, wie es in manchen Literaturgeschichten zu lesen steht!) mußte er dieses skurrile väterliche Erbteil als schauerliches Symbol auf allen Schicksalsstationen vor sich hertragen. Das brachte ihn von Anbeginn schon in eine problematische Stellung zu der bürgerlichen Gesellschaft. Geboren wurde er zu Paris im Jahre 1431, zur gleichen Zeit also, da die Heilige Johanna von Frankreich die lodernde Flamme des Scheiter-

haufens umarmte. In einer armseligen Proletenkammer gurgelte er seinen ersten Schrei und lernte sehr früh schon das Elend der Ausgestoßenen, aber auch das aufreizende Lotterleben der ritterlichen Herrschaften kennen. Er hatte vor, kein Straßenkehrer, aber ein König oder Räuberhauptmann zu werden. Er hatte eine Nase mit dem feinen Witterungsvermögen eines Tieres, und einen Mund, der haarscharf auf dem richtigen Fleck saß. Als fünfjähriger Knabe schon stahl er; allerdings noch nicht Gold und Silber, aber einen Laib Brot für den hungrigen Magen. Polizei verprügelte ihn öffentlich auf dem Markt.

Mutter Jaqueline Villon hob den übel zugerichteten Jungen aus dem Rinnstein und brachte ihn zum Kaplan Guillaume de Villon. Der fromme Guillaume, Beichtvater höchster und allerhöchster Herrschaften und Primus von St. Benoît le Bétourné war allerdings kein scheinheiliger Augenverdreher und Schönschwätzer. Sein Wissen um Gott und Menschheit hatte er aus vielen natürlichen Quellen geschöpft, seiner Glaubensfassung entsprechend zurecht gebogen und bei seiner nicht gerade kleinen Gemeinde sich ein gewisses Ansehen erworben. Er lebte nach den allgemeinen Dienststunden in der Kirche auch nicht einsam in asketisch kahler Zelle, er besaß ein entzückend eingerichtetes Palais am waldigen Ufer der Seine und sammelte Bilder und wertvolle Handschriften.

Von den Streichen des kleinen François mußte er wohl schon gehört haben, denn er nahm ihn ohne umständliche Examina gern auf und steckte ihn gleich in die Badewanne. Der Einfach-

heit halber wurde der gute Junge auf den Namen Villon umgetauft und (vielleicht sogar mit einem gewissen körperlichen Recht!) kurz: „Der Sohn“ genannt. Zum Wirkungskreis ausgelassener Spiele wurde ihm vorerst die umfangreiche Bibliothek angewiesen. Es gab da keine Gläser zu zerschlagen, keine Zierate von den Möbelstücken zu brechen. An den Wänden standen in hohen Regalen die schweren Folianten in Reih und Glied, viel zu schwer und unhandlich für so einen magren Dreikäsehoch. In seinem siebenten Jahr aber las er bereits Griechisch und Latein und hatte es mit Hilfe des klösterlichen Schreibers Sabeau zu einer fabelhaft flüssigen Handschrift gebracht, zu einer staunenswerten Fertigkeit in der Miniaturmalerei. Der Herr Kaplan war sehr zufrieden mit den Fortschritten seines Schützlings und an einem schönen Sommerabend packte er ihn in die Kalesche und brachte ihn auf die Schule der Faculté des Arts. Das war in des Meisters dreizehntem Jahr. Er hatte das Aussehen eines netten jungen Mannes von Sechzehn, etwas Flaum lag ihm schon auf der Oberlippe und die Stimme klang dick und dunkel. Er kam auch gleich zu den Chorsängern, erlernte das Spiel auf dem Virginal und bewältigte mühelos die Pensen. Der Rektor der Anstalt war ein Mann von Mitte Fünfzig, etwas beleibt und, wie das in der damaligen Zeit nicht ungewöhnlich war, und auch noch nicht den Gesetzen der hohen Obrigkeit zuwider, den ihm anvertrauten Knaben nicht nur als Lehrer zugetan. Der stramme, aber dabei doch ungemein gelenkige François interessierte ihn besonders. Er unternahm ausgedehnte

Spaziergänge mit ihm, und wenn sie an einem Weiher vorüberkamen, dann zogen sie sich gleich aus und spülten den Staub der Schulstube von der Haut. Unter dem grünen Himmel lagen sie einträchtig, und François erfuhr von seinem freundlichen Lehrer die historischen Hintergründe der Männerliebe.

Später bekam er mit seinem Gönner, welcher sich verständlicher Weise nach einer frischen Kraft umgesehen hatte, einen kleinen Streit, wobei ihm das Messer ausrutschte und schließlich und endlich die Ursache wurde, daß man ihn, versehen mit allen Glück- und Segenswünschen, schmeichelhaften Zeugnissen und heimlichen Verwünschungen auf die Universität abschob.

Als François von seinem Pflegevater nunmehr einen größeren Wechsel forderte, weil man doch nicht studieren kann und gleichzeitig bei einem Bäckermeister Holz spalten, wurde der gute Mann seines Amtes, der Irrlehre wegen, gerade enthoben und in die Verbannung geschickt.

Es blieb Villon also nichts weiter übrig, als sich nach einer lohnenden Nebenbeschäftigung umzusehen. Durch Vermittlung eines älteren Semesters kam er als Hilffschreiber bei einem Advokaten an. Für den Strohsack und das bißchen Essen mußte er seine schöne Handschrift hergeben und halbe Nächte hindurch Urteile und notarielle Aktenstücke abschreiben. Den Rest der Nacht benutzte er, wenn nicht gerade Verpflichtungen bei einem Mädchen vorlagen, zum Weiterkommen auf der Universität. Ein maßloser Ehrgeiz spornte ihn an, er überflügelte bald die Perückenträger an Wissen, und hätte es bestimmt noch zu einer

professoralen Leuchte gebracht, wenn bei seinen Kommilitonen die Liebe und der Suff nicht eine so aufreizende Rolle gespielt hätten. François, dem die miese Quängelei eines magenkranken Spielverderbers nie gelegen hat und der für den tierischen Ernst des Lebens höchstens ein Achselzucken aufbrachte, entzog sich keinem kommunen Streich, selbst wenn er dafür den Lohn beim Advokaten per Saldo opfern mußte. Bei den Gelagen der Burschenschaften spielte der Rundgesang eine wichtige Rolle und François entsann sich seiner musikalischen Talente und nahm die Laute zur Hand. Mit der vorhandenen Literatur auf dem Gebiet der Freß-, Sauf- und Venuslieder war nicht viel anzufangen, da säuselte es im besten Falle nach Lavendel, schmeckte zuckrig und war stubenrein. Villon griff ein und schnitt sich eigene Texte zurecht. Die ergingen sich im Tempo der frischeren Jugend, waren keck in der Erfindung und höchst sachlich im Vortrag. Der Jargon durfte alle Dinge mit dem richtigen Namen benennen, ohne Umschreibungen, Schnörkel, ölige Drücker. Sie waren die Vorläufer des sogenannten volkstümlichen Liedes, der Soldatenballaden und Räuberromanzen. Leider hat der tolle Kerl von diesen Meisterliedern keine Abschriften hinterlassen. Sie spukten wohl noch ein Jahrhundert lang durch die Marktbuden, Kaschemmen, Zuchthäuser und Marschkolonnen herum und befruchteten die schöne Literatur und Künste. Sie lassen sich als befeuerndes Element bei Ronsard und Antoin Girard, ja sogar bei der sonst durchaus originalen Lovize Labé („der schönen Lyoneser Seilerin“) und sogar bis Beranger nachweisen.

Sie feierten ihre fröhliche Wiederauferstehung bei Aristide Bruant, dem „Gamin de Paris“, Mitbegründer und Besitzer des „Chat noir“ und des „Mirliton“ in den neunziger Jahren am Boulevard Rochechouart. Und noch heute pflegt dieses von Villon virtuos befangene Genre in Paris der versoffene Arthur Poullieu-Xanrof. Sogar den Deutschen ist von diesem gepföferten Saft ein kleiner Spritzer ins Blut gegangen und hat den für solche untergründigen Dinge besonders empfindlichen Bert Brecht zu entzückend gemixten „Songs“ und „Balladen“ ange-regt.

Die himmlischen Urtexte Villons sind leider perdu. Was in seinen „Jargonballaden“ noch davon spürbar ist, hat sich Säuberungsaktionen gefallen lassen müssen, von Polizeihunden und Literaturpäpsten.

Villon hatte damals nach keinem Zensor zu fragen, er legte los, wie es ihm aus dem Blut gerade nach oben floß. Er nahm den ganzen Zimt nicht wichtig und hatte vor „Gesammelten Werken“ den heiligen Respekt des Abscheus. Dennoch wurde er einem größeren Menschenkreis zuerst durch die frechen Chansons (Chansons sans Gêne) bekannt. Die Frauen bedrängten ihn mit ihren wildesten Instinkten und Künsten. Er konnte sich leider nur ein halbes Dutzend der weißen Tiere halten; der Rest schlug sich zu seinen Feinden. Er hatte auch von dieser Sorte mehr, als er gebrauchen konnte und stieß sich das überflüssige Zeug mit dem Degen vom Leib. Er war ein Raufbold erster Güte. In seinem Gesicht kreuzten sich die Narben zu Hügel

und Schluchten. Das imponierte den Vorstand der „Coquillards“, der schon lange sich nach einem gewieften Geschäftsführer umgesehen hatte. Der Student François Villon schien ihm der Mann zu sein, mit dem man die gewagtesten Sprünge unternehmen konnte. In einer Spelunke, wo Villon fast jede Nacht angetrunken in einer Ecke saß und mit seiner nichtswürdig dicken Zunge schimpfend in der Weltgeschichte herumblätterte und an keinem großen Geschehnis der Welt einen guten Faden ließ, traten die „Muschelbrüder“ an ihn heran und boten ihm ein Monatsgeld von zweihundert Goldzechinen . . . wenn er zur Häuptlingswürde sich bequemem könne. Hinter der Nebelmaske des Weins war Villon nüchtern genug, das Für und Wider dieses Antrags zu ventilieren. Er war abenteuerlich bis in die Fingerspitzen hinein, aber noch überlegen genug, seine Zusage mit einem schmetternden Gelächter zu bekräftigen.

Die ersten Raubzüge kommandierte Villon noch als eingeschriebener Student. Das Training der zügellosen Horde nahm seine Zeit so in Anspruch, daß er den Professoren einen saftigen Abschiedsbrief schrieb (nachzulesen bei Rabelais!) und den Doktorhut in absentia verlangte. Das Sachverständigenkollegium entschied mit allen Stimmen gegen ihn. Er nahm den Ölgötzen nicht weiter krumm, ließ aber am Abend darauf die Kasse ausrauben und behängte ein paar alte Zigeunerweiber mit den Schaumünzen und güldenen Ehrendiplomen.

Von nun an wurde das nächtliche Paris noch unsicherer. Es lag System in den Ausflügen der Bande. Sie schnappte nur

nach den fettesten Bissen, hatte überall Agenten sitzen und brachte den Herrn Polizeipräsidenten durch Monatsgeld und Ehrenvorsitz zum Schweigen. Sie war der sinnvollste Vorläufer der modernen organisierten Verbrecherbanden in Chikago, Sidney, Schanghai, auf dem Jangtsekiang und sonstigen geeigneten Ortsunterkünften.

Leider konnten die Coquillards zuweilen den Hals nicht voll kriegen, sie rebellierten gegen den ökonomisch eingestellten Hauptmann, und als sich Villon mit allen Mitteln Respekt zu verschaffen suchte und dem lautesten Schreier den Flederwisch durch die Fresse zog, da flog der ganze Kessel in die Luft.

Enttäuscht schlug sich Villon nach Norden durch.

Monatelang trieb er sich einsam in den Wäldern von Meaux und Chateau-Thierry herum, bis er auf eine Jagdgesellschaft stieß. Weil bei den Hundeführern gerade eine Stelle frei war, nahm er sie mit Dank an und kam so an den Hof des Herzogs von Orleans. Sein poetisches Talent konnte er leider nicht mehr bei sich behalten. Er sang wieder zur Laute, wenn man faul unter den Apfelbäumen lag und präsentierte mit diesen Kunststückchen gleichzeitig den Steckbrief. Der Herzog sah sich den Wisch von allen Seiten genau an, sah den Villon an und zerriß das Papier. Er war froh, diesen verflixten Kerl an seinem Hofe zu haben, er konnte ihn gegen den vertrottelten Hofdichter des Königs ausspielen und seiner Geliebten jeden Tag eine neue Liebesballade dichten lassen.

Villon wurde also gegen eine Monatsgage von 30 Dukaten zum

Leib und Kammerkompositeur ernannt. In dem feuerroten Samtrock, den er jetzt trug, sah er beinahe fürstlicher als der Herzog aus. Er fand sich sehr schnell in dieser Umgebung zu recht, d. h. er tat was er wollte und ging dorthin, wo es ihm beliebte. In seinem Blut war der Teufel, will sagen die Spannung des Widerspruchs, ewig rasant, war die Quelle der Unruhe, die ihn nie und nirgends seßhaft werden ließ. Er bewegte sich viele Strecken seines Lebens in jenem luftleeren Raum, wo der Wirbel des Bösen und die Drehung des Göttlichen sich einander anzogen und wieder abstießen, mit allen Ferngeräuschen und Hinterklängen, Verwirrungen und Überschneidungen, mit dem Auftrieb zum Ewigen und dem Absturz ins Imaginäre. Diese Dämonie der Vielfalt, schmerzhaft und heitere Lebendigkeit, Sonntag und grauer Werktag, sind in seinem Werk verdichtet; in seiner äußeren Form und in seiner inneren Wesenhaftigkeit. Hier, im höchsten Spannungskreis der ewigen Kurven liegt auch die Wurzel zu der Erkenntnis, weshalb Villon kein umfangreiches Werk schreiben konnte, kein Epos, kein Drama. Er vermochte wohl, sich auf die Geschehnisse des Tages zu konzentrieren, aber alles, was weithin seine Arme nach ihm ausspannte, nahm er mit Feindseligkeit auf und zerbrach es nach erbittertem Kampf. Der Weg seines Blutes strich über den Äquator und war voller Täler und Gipfel. Sein Leben war eine von Gott den Menschengeschicken in die Feder diktierte Dichtung, seine Dichtung war das über den Menschen hinaus bezwungene Leben. Er lebte es ohne Berechnung, ohne das leiseste Gefühl

einer Sendung. Er wachte in jeder Morgenfrühe, mit dem Geschmack von etwas Frischem, Fruchthafem auf der Zunge, in einen neuen Tag hinein und nahm nichts wichtig. Nicht die Menschen, nicht die Wege und Umwege seines Ichs, und erst recht nicht das von ihm Gedichtete.

So geschah es auch, daß er, ohne einen äußeren Grund, bei Nacht und Nebel das Schloß verließ. Regen verwischte seine Spur.

Ein neuer Stern hatte ihn entflammt. Bei einem Jagdausflug war er auf die Spur einer entzückenden Landedelfrau geraten. Er ritt zwei Tage und Nächte durch dicken Buchenwald und fiel seiner neuen Eroberung Knall und Fall in die Arme.

Das Fräulein Helaine de Estienne hauste in einem sehr baufälligen Schloß, in den Möbeln hustete der Wurm, von den Wänden hing die Seide in Fetzen herunter und der Weinkeller war seit Jahr und Tag radikal ausgeräumt. Villon liebte diese adelige Landpommeranze (die übrigens eine Nichte der Königin war) zum Fressen, die unkönigliche Armut ihres Daseins stachelte ihn, und da beschloß er, mit den Mitteln solcher Leute, die nicht wissen, wieviel sie eigentlich besitzen, die Ruine wieder wohnbar zu machen. Er bewaffnete die Instleute, machte ein paar kühne Züge in die fernere Umgebung und hatte nach sechs Wochen den gräflichen Sitz soweit renoviert, daß man ohne Not sogar den König empfangen und bewirten konnte. Die beiden verliebten Leute dachten aber vorläufig noch nicht daran, dekorative Gesellschaften zu geben, sondern gaben sich ihren

animalischen Brünsten mit einer wahren Besessenheit hin. Seltener Weise hatte das Fräulein dem Meister Villon aber verschwiegen, daß sie auch mit dem Bischof ein kleines Schäferverhältnis hatte. Die Zeit der jungen grünen Liebe war bei dem hohen geistlichen Herrn zwar längst abgekühlt, aber so alle zwei, drei Monate mußte Fräulein Helaine den Tribut doch noch entrichten, und als sie in der Rage mit dem viel netteren François den Termin einmal versäumt hatte, schickte der geistliche Herr einen sehr energischen Gerichtsvollzieher. Jetzt platzte die Bombe, Helaine fiennte und der Meister Villon tobte. Nicht, weil das Fräulein etwas, was ihn im Grunde nicht stachelte, zu spät an die Glocke gehängt hatte, sondern er ärgerte sich über den fleischhungrigen Bischof und seinen ungeschliffenen, schnodrigen Zolleinnehmer und Vollziehungsbeamten. Er brannte der frechen Person kurzerhand ein obszönes Zeichen in die Stirn, steckte ihm ein Spottgedicht in die Satteltasche und machte dem Gaul Feuer unter die Beine.

Nach kaum vierundzwanzig Stunden Frist erschien der also herausgeforderte Kirchenherr an der Spitze einer Schwadron schwarzer Reiter und holte Villon aus dem Bett. Es lockte ihn, diesem seltsamen Raubvogel die stolzen Flügelfedern zu rupfen. Einem frechen Krummschnabel sollten für alle Zeiten die Flötentöne, das krächzende Gelächter genullt werden.

Villon zerschlug seinen Sarraß auf einem Dutzend Reiterschädel. Er unterlag der Übermacht, und da behing man ihn fix mit einem halben Zentner Eisen und sperrte ihn in das dunkel-

ste Loch des bischöflichen Kerkers. Ein Interventionsversuch des schnell verständigten Herzogs hatte nicht den geringsten Erfolg, noch weniger der Befreiungsversuch der Zigeunerbande, die das Mißgeschick ihres Freundes als eine eigene Unbill empfand.

Meister Villon schwitzte unter der Kettenlast Blut und Wasser und magerte zum Skelett herunter. Während dessen arbeitete der Anklagevertreter eifrig an der Klageschrift. Sieben Bände füllte er mit den tollen Streichen Villons, und verhörte an die fünf hundert Zeugen. Im Zuge dieses Tempos hätte der Gerichtstag vielleicht in zehn Jahren erst stattfinden können. Das war dem Bischof zuviel. Er griff in das Verfahren ein und setzte den Termin der Hauptverhandlung fest.

Als das barbarische Gefecht zwischen dem Ankläger und Villon schon in der dritten Woche tobte, und des Meisters Kopf nur an einem Zwirnsfaden noch hing (nachzulesen bei Cayeux, Bd. III), da hatte Gott Mitleid mit dem armen Schächer und veranlaßte, daß Ludwig XI. sich zum König krönen ließ. Die allgemeine Amnestie setzte den Dichter Villon natürlich zuerst in Freiheit. Er war aber so schwach, daß er die Stadt des Grauens und maßloser Beschimpfung nicht gleich verlassen konnte und bei einem Roßtäuscher Unterkunft fand. Dieser brave Mann brachte den Meister verhältnismäßig schnell auf die Beine. Er hatte einen vorzüglichen Landwein im Keller, hielt sich einen großen Hühnerhof und pflegte auch einen ungenierten Umgang mit den hübschesten Mädchen aus den Bürgerhäusern.

Villon hatte sich eine Laute zu verschaffen gewußt, und was er in den neblichten Herbstnächten der Gesellschaft zum Besten gab, das hatte noch niemand in den Gesangbüchern gelesen. Soweit die Bürger Niederschriften der Kirchengesänge besaßen! Aber alles, was in ihrem urgesunden Blut als eine Traumer-scheinung eine unerklärliche Spannung oder schamhaftige Freu-de wütete, das setzte dieser sonderbare Vagant in einen tagfrohen Ausdruck des äußeren Lebens um, in einen räumlichen Begriff und machte das Erlebnis der nahen Wirklichkeit zu einem wesentlichen Geschenk. Sie sahen in ihm, der ihre Stumpfheit auflockerte, ihren Gesichtswinkel verbreiterte und vor allem ihr Blut entkalkte und entsäuerte, den Verkünder eines neuen Le-bensgefühls, den Heerführer zu einem besseren Menschentum und den Mitbruder einer wahren Brüderlichkeit. Es wollte auch nicht in ihren Sinn hinein, daß solch ein aufgeräumter und strö-mender Kopf von der Obrigkeit gejagt wurde wie ein schor-figer Steppenwolf. Sie boten ihm Haus und lebenslängliches Taschengeld, wenn er ihr Mitbürger würde. Er winkte aber bei-zeiten und eindeutig ab. Unwiderstehlich lockte ihn Paris. Er hatte Sehnsucht nach seinen lieben Muschelbrüdern, nach der dicken Margot und dem bunten Trubel der Wochenmärkte. Der Roßtäuscher hatte große Lust, in des Meisters Dienste zu treten; und als Villon solchem Wunsch sein Ohr nicht ver-schloß, vielmehr froh war, daß ihn jemand, auf den er sich ver-lassen konnte, durch den gefährlichen Wald in die Hauptstadt begleiten wollte, rüstete er zur Abreise.

An einem nebligen Septembermorgen setzte sich die kleine Karawane in Bewegung.

Paris erwachte in einen neuen Tag hinein, als der Meister die Zollschranken passiert hatte. Er stieg in einem kleinen Gasthof am Fischmarkt ab und belegte das Quartier gleich auf vier Wochen. Er behielt auch den Roßtäuscher bei sich, nur die Knechte mit ihren Pferden wurden wieder nach Hause geschickt.

In den ersten drei Tagen hielt sich Villon alle Besucher noch vom Leibe. Der Regnier de Montigny hatte sich melden lassen, Petit-Jean, Guy Tabarie und die kleine Lys Cholet.

Er stand stundenlang am offenen Mansardenfenster und ließ die Luft durch seine ausgehungerten Lungen sausen. Er mußte sich an dieses Gehäuf von Häusern, diesen Verkehrsrummel und an die Spannungen eines intensiveren Lebensgefühls erst wieder gewöhnen. Ganz allmählich streckte er seine Fühler aus, zog Erkundigungen über seine früheren Freunde ein, hörte: daß sein lieber Pflegevater Guillaume in Lothringen wieder zu Ehren und Ansehen gekommen sei, erfuhr: daß die verfluchte Katharine de Vauselles den Pierre Marchand geheiratet hatte, und daß seine Mutter eine Unterkunft bei dem Oheim Orace in Anjou gefunden haben sollte. Es erinnerte ihn nicht viel an die alte, vom Schicksal lederbraun gegerbte Frau. In manchen Minuten aber sehnte er sich, ihre Hände auf seinem Scheitel zu fühlen. Und verfluchte sich gleich wieder darauf: einer sentimentaln Laune unterlegen zu sein.

Am fünften Tage hatte Meister Villon sich wieder ganz in der

Gewalt. Die Kneipe glich jetzt dem Stabsquartier eines Oberbefehlshabers. Nur daß hier die Strategie sich auf die organisierte Niederkämpfung der Polizei und die Beobachtung jener Häuser erstreckte, die im Geruch von wohlgefüllten Schatzkammern standen.

Die Bande der Coquillards war an eiserne Zucht gewöhnt. Die Kerle schlugen über die Stränge, wenn keine sichere Faust die Zügel hielt. Sie machten ihre Raubzüge plump und stahlen wahllos.

Nach einem Zusammenstoß mit den Elitejägern des Polizeichefs, wobei es auf beiden Seiten Tote und Verwundete gab, raffte Villon sich auf und hielt Gericht. Die Strafexpedition, viel zu spät unternommen, war ganz und gar nicht nach dem Geschmack der Banditen. Über die Hälfte trennte sich von Villon und machte eine unkonzessionierte Filiale auf. Ein wilder Wettbewerb um das ergiebigste Finishent brannte, und bei einem dieser Konkurrenzgefechte fiel Villon seinen Gegnern in die Hände. Der Anführer dieser Bande war ein gewisser Nicolas Siemon, Italiener von Geburt, ein verwegener Kerl, dessen Gesicht einer zerquetschten Tomate glich. Da war keine Stelle mehr, wo nicht schon das Messer gegessen hatte. In seinen polizeilichen Strafakten stand die Verurteilung zum schimpflichsten Tode mehrfach, immer hatte dieser Gauner von Format es aber verstanden, im letzten Augenblick dem Henker zu entwischen.

Als Meister Villon ihm vorgeführt wurde, hieß er ihn niederknien. Villon spie ihn an und war flink genug, dem blitz-

schnell gezückten Messer auszuweichen. Jetzt warf sich die ganze Gesellschaft auf den Meister und behängte ihn mit Kugeln und Ketten. Der Italiener begehrte nicht mehr und nicht weniger, als die Herausgabe der großen Pläne, die Villon für die Ausraubung der Staatsbank ausgeknobelt hatte.

Villon dachte, jetzt gilt es, den Schandkerl in die Falle zu locken. Und mit gut gespielter Unterwürfigkeit band er dem Italiener einen gehörigen Bären auf. So ganz sicher war Nicolas Siemon aber nicht davon überzeugt, daß Villon die Wahrheit gesagt habe. Er nahm zur Vorsicht den gefesselten Meister einfach mit auf die Raubtour. Nun war die ganze Geschichte von Villon aber so gut angelegt, daß die Polizei, schön vorbereitet von dem Roßtäuscher, frühzeitig Wind bekam. Sie erschien auch nach Villons Wunsch. Es entspann sich eine fürchterliche Schlacht in den Katakomben. Die überrumpelten Banditen schlugen sich bis zum Tunnel an der Seine durch, und als sie hier das Tor ausheben wollten, stand der Polizei-Obrist mit seiner Garde bereit. Der Fuchsbau war von allen Seiten umzingelt. Einzelnen fielen die Gauner den Polizeimännern in die Hände. Der Italiener bekam gerade in dem Augenblick einen Säbelhieb über den Schädel, als er Villon für den offenkundigen Verrat kalt machen wollte. Es kann bei einem Für und Wider, wenn man die Handlungsweise Villons zur Debatte stellt, nicht mit Wertungen von heute geurteilt werden. Die Bande der Coquillards hatte eigene Gesetze, Schnelljustiz, ein Maximum der Formel Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Für empfindsame Gemüter soll auch gleich vermerkt werden, daß Villon in die Grube, die er einem anderen grub, selber hin-  
einpurzelte. Denn, wenn er geglaubt hatte, daß er nach beendete-  
tem Katakombenkampf vergnügt ins Freie spazieren könne, war  
die Rechnung ohne den Polizeiobristen gemacht. Dieser berufsmäßige  
Ordnungsgott hatte es schon lange auf den Meister abgesehen. Nicht  
weil es ihn ehrgeizig juckte: Paris von den frechen Desperados zu säubern,  
damit man seine Glieder in Ruhe strecken konnte und seine Gelder in  
der Kommode liegen lassen: nein, auch hier spielten wieder einmal ganz  
persönliche Dinge eine entscheidende Rolle. Villon hatte mit seinen  
vielen Frauen immer das merkwürdige Pech, daß sie sich von ihren  
früheren Liebhabern noch nicht völlig losgesagt hatten. Sie pendelten  
sozusagen zwischen Tal und Hügel, nahmen von dem einen die Sicher-  
stellung des täglichen Lebens und von dem andern das Sonntägliche,  
die nervenkitzelnde Fahrt auf der Luftschaukel.

Und als er dem Polizeiherrn die kleine Denise abspenstig machte,  
der Schandkerl, der Geizhals, der in den meisten Fällen vergaß, die  
Polizei zu alimentieren, da war es an der Zeit, sich entsprechend zu  
rächen. Verbrechen hatte der verfluchte Kerl genug auf dem Kerbholz.  
Nur noch keinen gemeinen Mord. „Ver-schaffen wir uns einen!“ meinte  
der infame Gauner in Staatsuniform zu sich und schlug in der näch-  
sten Nacht den Grafen Brunnier (mit dem Villon auch mal einen kleinen  
stadtbekanntnen Handel gehabt hatte) mit einer Eisenstange den Schädel  
ein. Das

Protokoll verzeichnete den letzten Seufzer des Grafen. Er lautete: „Der Villon!“

Der Protokollfälscher war natürlich der Herr Polizeiprinzipal selber. Das konnte der öffentliche Ankläger Mirbou natürlich nicht gut annehmen. Er schickte Villon, was näher lag, in ein scharfes Kreuzverhör. Und als Villon nur ein pfißiges Lächeln den Ausfragen entgensetzte, und dann, als es ernster wurde, den Mord ganz entschieden bestritt, mußte der „verstockte Sünder“ in die Wasserprobe, jener barbarischen Folter, von der niemand ohne „Geständnis“ herunter kam. Villon widerstand, bis es ihm bedenklich schlecht wurde. Er hatte elf Liter Wasser im Leib. In seiner Not, daß es ihm ins Hemd gehen konnte, oder auch um den Hals, sagte er: „Meinetwegen, ich bin also der Mörder des Herren Grafen, wenn ihr keinen anderen Bösewicht auf Lager habt!“

Da sprach ihn das Gericht schuldig und überantwortete ihn dem Henker. Zum Glück für Villon wurden die Terrassen am Richtplatz gerade umgebaut. Auch die Eröffnung der Königlichen Komödie wartete man ab. Eine Premiere immer hübsch nach der anderen! Man hoffte nämlich, für das fabelhafte Abkehlen eines berühmten Dichters und ebenso berüchtigten Banditen, mindestens 1000 Tribünenkarten absetzen zu können. Und verpachtete die Stände der Waffelbäcker, Wursthändler und Gaukler, die Plätze für den Moritatensänger und Heiligenbildchenverkäufer für das fünffache der sonst üblichen Miete.

Villon flog in seiner Zelle, von allen Freunden in schmählicher

Weise verlassen, auf und ab wie ein Schiff auf der Klippe. Er verspürte nicht die geringste Lust, den Parisern ein unerhörtes Schauspiel auf Kosten seines Kopfes zu geben. Er hatte sich den Tod überhaupt ganz anders vorgestellt, viel intimer, reizvoller und den Lebensgewohnheiten gemäß.

Er sammelte sich schließlich zu einer Eingabe an das Parlament. Da saßen viele Gönner von ihm: Jaques Fournier, Denis Hesselin, Nicolas de Louviers, Michel Cul d'Oue und François de Bruyères. Er fand die Unterstützung des Direktors des Châtelet, (übrigens ein auf des Meisters Wohlergehen sehr bedachter Herr, dieser Robert d'Estouteville), der Offiziere Martin Bellefaye und Isaak Pathelin.

Er bat nicht um sein Leben, aber darum: Frankreich die Blamage zu ersparen: seinen ersten Dichter gehenkt zu haben. Und dazu noch für einen Mord, der ihm im Traum nicht einmal eingefallen wäre.

Er verfertigte endlich das Gesuch. Es waren bestimmt keine juristischen Spitzfindigkeiten darin, kein Zwiebelextrakt für den Kitzel der Tränendrüsen, und auch keine Spur von „Reue“.

Auf Wunsch des im Gefängnis und beim Henken amtierenden Kaplans sollten noch zwanzig der bedeutendsten in Paris lebenden Künstler und Schriftsteller die Appellation unterzeichnen. Dieses Pack lehnte aber, wie bei solchen Angelegenheiten fast immer, die Unterschrift ab; es wollte keine Gemeinschaft mit dem Ausbund, der Teppiche stahl und alles Goldeigentum für Diebstahl erklärte.

Villon lachte sich bucklig, als er von diesen Beschlüssen hörte, er verzichtete gern auf die „Goldene Feder“, auf den fragwürdigen Titel eines Akademieprofessors.

Er arbeitete das Gnadengesuch flugs um und hatte am Ende eine Ballade daraus gemacht. Im Ton eine, wie sie der Drehorgelspieler singt, wenn er die Moritaten der letzten Monate illustriert. Ein Stück, das bis heute noch nicht seinesgleichen in der Weltliteratur hat, das nicht einmal von des Deutschen Dichters Georg Kaiser Verteidigungsrede vor den Geschworenen in München, von Zolas „La vérité en marche“ und Karl Liebkechts Aufrührrede, zu Berlin auf dem Potsdamer Platz im zweiten Kriegsjahr, übertroffen wird und nachträglich noch den Nobelpreis erhalten mußte.

Das Parlament erhob sich von den Plätzen, als der Sprecher die Ballade vorlas. Einstimmig wurde beschlossen, daß das Henken zu unterbleiben habe, und daß man ihn frei lassen möchte. Das heißt nicht frei nach seinem eigenen Willen, sondern frei außerhalb von Paris auf zehn Jahre.

Also: regelrechte Verbannung, brummte Villon, als man ihm das mit schweren Siegeln geschmückte Dokument unter die Nase hielt. Eine ganze Weile besann er sich noch, ob das Henken vielleicht nicht doch noch vorteilhafter gewesen wäre, als dieser traurige Hinauswurf in die Wälder. Aber, es war März, und die Pflaumenbäume standen in Knospen.

Er entschied sich also für die Verbannung, und taumelte hilflos durch die Schwärze der Wälder. Da hörte er plötzlich Pferde-

gewieher. Er pirschte sich an den Fahrweg heran und horchte in die Nacht.

Es war ein Getreidetransport, der heranrückte, eine lange Kette von Planwagen. Villon sprang kühn auf den ersten. Der Kutscher griff zur Peitsche. Villon sagte ihm aber, daß er ihm Märchen erzählen wolle. Lustige Schnurren von den Coquillards, von den Pfaffen und Pariser Mädchen.

Das leuchtete dem Kutscher ein. Es war ein weiter Weg bis St. Generoux. Ein weiter Weg bis zur nächsten Nachtherberge.

Villon erzählte lustige Schnurren, eine Stunde, zwei Stunden . . . und schlief jetzt schon die fünfte.

Er mußte hart geschüttelt werden, als man vor der Herberge Rast machte, und wollte auf den Kornsäcken durchaus weiter schlafen. Der Knecht zog ihn aber in das Lokal mit hinein, und nun ließ sich der Meister auch nicht lumpen und bestellte für die ganze Kumpanei eine Lage Wein. Er klimperte mit den Dukaten, die er in einem Säckchen auf der Brust trug. Man bekam Respekt vor ihm, und als er gar erzählte, daß er der Gedichtmeister und Räuberhauptmann Villon sei, da ließen ihn die Kerle hochleben. Sie wußten, was sie ihm schuldig waren, und schimpften wie die Pest auf das Parlament, das dem Meister Villon diesen überaus schoffen Abschied gegeben hatte.

Villon beruhigte sie, indem er das Parlament verteidigte und den Polizeichef als den wirklichen Schubiack bezeichnete.

„Seht: dies tolle Herumgehetz in der Stadt hat mir die Haare fast vom Schädel gefressen. Man wird angespannt wie ein Pferd, das

die Wassermühle von früh bis spät drehen muß. Ich muß mich wieder einmal richtig ausschlafen, damit ich zu Kräften komme. Damit ich einem kleinen Mädchen die Backen vernünftig streicheln kann. Ich kann nun einmal nicht so verdammt allein sein in der Welt. Ich habe eine Totenangst, wenn alles um mich herum so still ist, wenn kein Vogel zirpt und keine Freudenbecher klirren. Ich träume des Nachts, wenn ich wach in der Klappe liege, von bösen Geistern und glaube: in einem tiefen und weiten Wasser herumzuschwimmen. Das kommt vielleicht von der schrecklichen Folterkammer. Wißt ihr, was das heißt, wenn man so an die zehn Liter Wasser in den Leib hineingegossen bekommt? Wenn das öde Zeug wenigstens nach Wein oder Pflaumensaft geschmeckt hätte! Und wenn die Kugel am Bein nicht aus Eisen, sondern ein Kürbis gewesen wäre. Für einen Sack voll Geld hätte man diesen Spaß ja haben können . . . Aber meine schönen Dukaten waren doch dem Polizeikerl in die Finger gefallen. Das Schwein kann sich jetzt dafür einen Spitzbauch anmästen. Und meine kleine Flamme hat er mir auch noch weggeschnappt.

Jetzt habt ihr so eine kleine Kostprobe von meinem Lebenslauf vorgesetzt bekommen. Guten Appetit . . . und Prost!“ (Siehe Rabelais, Bd. IV, 67).

Die junge Frau des Herbergsvaters, die diese lustigen Gespräche mit angehört hatte, zog den Meister Villon jetzt an ihren Tisch. Sie sagte ganz leise zu ihm: „Du hast ein Gesicht, da ist viel Wind durchgegangen. Auch deine schönen Lieder habe ich schon

manchmal zur Laute gesungen. Du bist ein Teufelskerl. Du könntest eine Weile bei uns hier wohnen bleiben. Ich werde dir die Backen rund füttern. Und bald werden auch wieder die Pflaumenbäume blühen. Es kann sein, daß ich dich lieb habe. Und wenns meinem Alten nicht gefallen sollte, stecken wir ihn in den Keller zu den Runkelrüben.“

Sie gab Villon schnell einen herzhaften Kuß auf den Mund, lief in die Küche und machte ihm ein anständiges Essen zurecht.

Villon dachte: Luder! Dieses Weibsbild hat Anlagen, eine fette weiße Made aus mir zu machen. Ich werde ihr diese Nacht den Nabel mit der Zunge kitzeln. Und das Parlament und der König von Frankreich . . . die können mir . . . sonstwo!

Als die Fuhrleute abzogen, lag Villon bei der schönen Wirtsfrau im Bett. Sie beugte sich oft über sein Gesicht und sah, daß er tief traurig in seinen Träumen war. Ihr Herz gelobte: sein Blut so froh zu machen, bis es überläuft und eine neue Ballade singt.

Man weiß nicht, wie lange Villon bei dieser schönen Herbergsfrau gehaust hat. Als seine alten Freunde von den Fuhrleuten auf langen Umwegen seine Adresse erfuhren, da war er schon ein gutes Stück in die Welt hinaus gewandert, und die Frau Wirtin ging im sechsten Monat von ihm schwanger.

Es half auch nichts, daß sich der König selber nach Villon umsah. Er wollte ihm nämlich zur Tröstung einen Orden in die Verbannung schicken.

Brüssel war weit; und in dieser erheblich kühleren Landschaft mit

ruhigen Menschen, unendlichen Viehweiden und Flachsbleiche-  
reien, hatte Villon kein Verlangen, ein großes Aufheben davon  
zu machen, wer er war, woher er kam und wohin er weiter zu  
walzen gedachte.

Bei einem Briefmaler hatte er eine ruhige Unterkunft gefunden,  
konnte sich sammeln und viel Zeit auf seine Weiterbildung ver-  
wenden. Es ging keinem etwas von seinem Werk, seinem Schick-  
sal und Alltagsgeschehnissen verloren. Aus dem typischen Au-  
genblicksvielfraß war ein besinnlicher Lebensbetrachter geworden;  
aus seinen Seitensprüngen und schwindelerregenden Kurven eine  
schnurgerade Landstraße mit breiter Baumallee.

Es wird berichtet, daß er an der Universität Vorlesungen abhielt  
und sich damit sein Brot verdiente. Er wäre vielleicht mit den  
Jahren ein untadeliger Beamter geworden, der Vagabund Villon.  
Ein Vorstandsmitglied der Schützengilde, ein wohlwollender Ge-  
schworener bei Sensationsprozessen. Wenn er gedichtet hätte  
während dieser seltsamen Rekonvaleszenz, oder wenn uns von  
dem in jener Zeit Gedichteten etwas erhalten geblieben wäre,  
vielleicht müßte man einen weiten Sprung tun, um schnell dar-  
über hinweg zu kommen.

Keine Gedichtzeile ist bekannt geworden, nur spärliche Brief-  
post ging an den Kriminalrat Dubois, der war der einzige, dem  
er von diesen beiden Stationen Brüssel und Antwerpen und spä-  
ter auch aus England geschrieben hatte.

Wir wissen auch nicht, ob er schon in Brüssel, oder erst in Ant-  
werpen auf die Schauspielertruppe stieß, an deren Zigeunertum

er aus dem langen Winterschlaf wieder aufwachte in den verjüngten, wandertollen Umtrieb.

Er saß eines Tages in Antwerpen. Er spielte, vor dem breiten behäbigen Volk, in einem Passionsstück den Judas Ischariot. Ob er selber das Stück verfaßt hat oder bloß inszeniert, interessiert uns vorerst nicht. Jedenfalls spielte er seine Rolle ausgezeichnet. Seine Stimme war von einer sieghaften Gewalt, sie war kultiviert und nuancenreich.

Und noch in einem anderen Mysterienspiel wurde er als Darsteller bewundert. Hier spielte er den Apostel Paulus, den Eiferer, den Ideenträger der katholischen Religion, er zeichnete ihn ohne frömmelerische Verbrämung, ohne den Heiligenscheinzauber.

In seinem Privatleben aber war er wieder der spannungsvolle, amüsante, gemeine, ludrige und herrschsüchtige Feuerkopf, der Genußpirat und Frauenbeschwörer. Der Chevalier von Paris. Der General des geheimen Ordens der Coquillards.

Vielleicht hatte er das Medium des Zufalls, die aufreizende Kitzelung des Überraschenden in der Schickung des Schicksalhaften, nicht mehr notwendig als Kraftquelle seiner Existenz. Er sah, daß er seinen Willen endlich erobert hatte. Er fühlte das Maßlose eingespannt in der Kraftspeicherung seiner Blutenergien. Er kitzelte die Menge mit plastisch gemachten Leidenschaften und prellte sie um das Wesenhafte seiner Uerscheinung. Er war ein Verbrecher an der Kunstgläubigkeit jener, die ihm hörig waren, weil er Kunst auch auf dieser Etappe nicht ernst nahm, wenig-

stens nicht wichtig genug, um Akten darüber anzulegen, Memoiren zu schreiben.

Er wird sich auf diesem hypertrophierten Dreh seines Lebens den Knacks geholt haben, von dem er nie mehr zu seinen Balladen zurückkehrte.

In seinen Briefen erlosch er mit einem Male. Seine Spur verwischte der Nebel, das Meer oder irgendein Erdhügel der schottischen Hochebene. (Also nachzulesen bei Bréaumont!)

Die Legende erzählt, daß Villon der Brüderschaft vom Kloster zum Heiligen Gral beigetreten sei. In den Urkunden des Klosters findet sich kein Beweis. Es lag für Villon auch kein Grund vor, katholisch zu werden in dem Sinne, wie so viele Literaten, wenn sie für die Liebe kein Feuer mehr im Blut haben. Eher wird man jenen Gerüchten Glauben schenken müssen, die den Meister gesehen haben wollen als einen großen Kriegshelden und Kanzler des Sultan Ibram Ali.

Der Welt kann es gleichgültig sein, wohin dieser Stern seine Leuchtbahn weitergerollt hat; ob in ein morgenländisches Himmelreich mit Frauen und blutbewegten Tagen, ob bei Zigeunern: strichvogelhaft durch Europens nördliche Provinzen . . . oder gar nicht einmal so weit fort von Paris: Wurm zu Würmern und Mist zu Mist. Er hat sich unter Menschen bewegt, wie kein anderer Mensch mehr. Seine Raubzüge waren Ausstrahlungen einer energiebewegten Weltseele. Kein Gesetz irgendwelcher Ordnungstafel konnte er ernst nehmen, er stellte sich außerhalb jeder Gesellschaftsbahn. Er war der zur Dynamik gesteigerte Aus-

druck seines Blutes. Er nahm die Legende von den „Lilien auf dem Felde“ wörtlich in die Aspekte seines Erdenwandels hinüber. Sie wurde der erste Paragraph im Gesetzbuch seiner Moral.

Er hat viele Jahre seines Lebens in Gefängnissen zugebracht.  
Er hat unsterbliche Balladen geschrieben.

## II

Das Gedicht François Villons hat keinen Vorläufer. Er bog überaltertes Gut nicht in die Scheidemünze seines Tages um. Er war, mit aller Heftigkeit eines Hellhörigen im Blut und in der Bewegung des Hirns, ein Erzeugnis der Stunde. In jegliche Stunde, die ihn überkam, preßte er sich hinein und füllte sie aus mit heftigen Gescehnissen. Aus solcher Bindung formte sich sein Gedicht.

Mit dem Maß des Umfangs und dem des Gewichts gemessen, füllt es nicht den üblichen Dutzendsarg der „Gesammelten Werke“ beliebter Autoren. Auch wenn wir das, was mit dem Wind der Wanderungen verweht ist, vom Feuer gefressen und von den Motten zermalmt, auf das Dreifache von dem schätzen, was Freunde und Jünger gesammelt haben und später drucken ließen, so ergibt das Oeuvre nicht viel mehr als das, womit heute ein Literaturbessener debütiert. In jeder Zeile aber, die da ist, ist Ewigkeit gemünzt, ist etwas Erst- und Einmaliges zum wesenhaften Ausdruck seiner und künftiger Zeit gelungen.

Die Dichter, die vor ihm waren (wir notieren nur die wertvolleren seines Sprach- und Lebensbezirkes), die Audefroy le Bastard (1210—1270), Guillaume de Machault (1290—1375) und Eustache Dechamps (1340—1410), bewegten sich noch alle im Gleis der provenzalischen Troubadours. Das heißt, sie empfangen Kunst nicht aus dem Blut, sondern bogen mit Hirn und Handgelenken den handelsüblichen Stoffkreis zum kunstgewerblichen Artikel für den Bedarf der Höfe und Patrizier. Daher waren sie auch häufig gegen eine entsprechende Monatsgage „angestellt“. Mit den gleichen Rechten und Pflichten wie der Henker, Kammerdiener, Hundescherer, der außereheliche Bettwärmer und der Goldmaker. Vielfach versahen sie auch das Amt des Spaßmachers, Tanzmeisters und Prügelknaben gleich mit. An den königlichen Höfen zumal bewegte sich ihr Rang vor dem Kanzler und hinter dem Friseur. Sie hatten selten ein Eigenleben. Einsamkeit war ihrem Allüberallsein ein undefinierbarer Begriff. François Villon war der erste, der den Sprachbogen seines Gedichts von Schwulst und Schnörkel abrückte. Er hat auch auf Bestellung nur das gedichtet, was ihm jenseits des Gebundenen einfiel. Seine Einfälle kamen alle aus der absoluten Wesenheit des Ichs. Das Ich ging überall vor und bezog die Bewegungen des Umkreises auf sich. Er war immer aktuell. Im rasenden Vorwärts seines ungehemmten Blutes hatte die Historie keinen Raum. Auch nicht das Idyll und das geschwätziges Feuilleton. Alles, was ihn anzog, hindurchzudringen, mußte sich mit seiner Lust decken. Er lag lieber wochenlang faul im Graben, als dem Brot-

herrn eine Konzession zu machen. Am wohlsten hatte er sich gefühlt, wenn seinesgleichen um ihn war. Seiner Herkunft nach war er ein Proletarier. Seine Dichtung ist die erste proletarische; aber nicht eine, die bloß die Vokabel aus diesem Menschenbereich bezog und sie anstelle der sonst im höfischen Gedichtjargon üblichen setzte, sondern die Spannungen der inneren Gesichte aus der grausamen Wirklichkeit des Alltags bezog und sie zu einer originalen Ausdrucksform verdichtete. An diesem Vorläufer aller wahrhaften „Volksdichtung“ gemessen, wie hintergrundlos scharwerkert der dichtende Prolet von heute, wie tief wurzelt er noch in der Ammenmythologie fossiler Welt, im Dämmer romantischer Landschaft, in der Temperatur des Magens! Und dichtet gegen die Maschine, gegen den Trust, gegen die Zeit. Die Atmosphäre des gediegen Bürgerlichen scheint ihm (dem ewig im Aufruhr sich Dünkenden!) eine erstrebenswerte Welt, die man, mit einigen kleinen Korrekturen, getrost einsacken kann. Aus solchen schiefen Zerdehnungen kommt er zum Mitleid, zum O-Menschentum und zur Verklärung des Armlaute-Milieus.

Der proletarische Dichter François Villon jedoch schafft bewußt die Fröhlichkeit des Herzens, die geistige Beschwingung, den Tanz. In seinen Gedichten und Balladen ist nie ein Aufruhr gegen die Zeit, aber eine Anheizung ihres Tempos spürbar; ist nie der Mensch der Verachtung preisgegeben, aber die Maske seines Biedertums, die spießberischen Trägheiten. Seine Welt schoß materiell aus dem Nichts empor, ihre Flugbahn jedoch war von

seinem Blut gespeist. Er meinte überall und immer nur sich, womit er aber nicht in jedem Falle die absolute Herrschaft des Einzelindividuum propagieren wollte im schroffen Gegenüber zur Menge. Der im Dumpfen dahinfliegenden Masse bahnte er, wie noch nie einer vor ihm, den breiten Weg zur Freiheit. (Auch dort, wo er öffentliche Kassen leerte und meskine Blaublüter mit dem Degen kitzelte.)

Er stöberte sie in allen Winkeln auf, die Erbpächter des Elends, und belichtete ihre grenzenlose Feigheit mit dem Scheinwerferlicht seines Mutes zur Anarchie. Für ihn war der Bruch mit den alten Gesetzen nichts weiter, als ein hemmungsloses Vorwärtstoßen des Ichs. Er behauptete sein eingeborenes Ich gegen das Vielfache des Gesetzgebers und seiner Wachhunde. Er ahnte das Eingreifen der Maschine in den Raubbau mit Menschenkraft voraus und machte die Sklavengehirne der Leibeigenen mündig zum persönlichen Handeln.

Er hatte die Genugtuung, daß die Rechtsgelehrten der Kirche seine Methode so einschätzten, wie er sie geformt hatte zur Waffe. Es gab für das kirchliche Götzentum keinen heftigeren Feind als Villon. Weil er nämlich nicht die Lehre an sich reformieren wollte mit dem Einsatz seiner Ideen, sondern das pure Denkvermögen der von solcher überalterten Lehre verdummtten Masse. Dabei war er etwa kein absoluter Antichrist. In seinen Balladen sind Gebete von solch einer Glaubensinnigkeit, die in der Schlichtheit des sprachlichen Ausdrucks und in der Vollkommenheit des Gedankens vom Da-Sein einer ewigen Urkraft, auf

Erden und im Blut ihrer Bewohner nicht seinesgleichen haben. Wenn er diesen Erkenntnissen sich hingab, gab er sich hin mit der reinen Seele eines Kindes. Er war, wie alle schöpferisch positiven Leute, voller Zweifel über die letzte Zweckform des Daseins. In solchen Krisen überfror eine schauervolle Einsamkeit sein Herz. Es entspann sich ein mörderischer Kampf zwischen Gefühl und Wissen, zwischen Hemmung und Überschwang. Das Blut, daß in solchen Momenten immer bei den stärkeren Strömungen auf der Lauer steht, entschied sich für die Sendung des Herzens. Aus dem gelockerten Ventil schoß alles empor, was unten bei den Quellen gelagert hatte: die Träne und das Mitleid, die Hilfsbereitschaft und der singende Mund.

Villon suchte Zuflucht bei der ärmsten menschlichen Kreatur. Er mußte „jemand um sich haben“, der, noch geduckter unter dem bösen Schicksal, den Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit verloren hatte und das Leben verfluchte. Es mußte einer da sein, an dem er sich mit der schönen Lüge aufrichten konnte: sieh, hier ist einer, den das Leben noch tausendmal heftiger peinigt!

In der Dichtung Villons kommt jede Nuance seines Lebens zu ihrem Recht. Sein Zynismus war nur der maskierte Ausdruck einer tiefen Schamhaftigkeit. Nie kann man bei ihm das Ungeheuer als ein Grundprinzip zum Bösen erkennen. Auch nicht als eine rhetorische Floskel angeschminkter Dämonie. Er hätte jedes Sichaufspielen sofort unterbunden. Wenn er die Umwelt seinem Willen unterjochte, verminderte er ihren Wirkungskreis

nicht aus der raffsüchtigen Gier des Machthungers. Ihm war jene Macht, die sich auf Grund von äußeren Privilegien und ererbten Hoheitsrechten Millionen Menschen als Ausbeutungsobjekt einverleibte, entrechtete und nach ihrer Pfeife tanzen ließ wie welkes Laub im Windwirbel, das verabscheuungswürdigste Verbrechen.

Der Bischof Thibaut d'Aussigny wußte deshalb genau, was er tat, als er Villon, gegen den Willen des Königs, und gegen die Gesinnung des Volkes, einsperren ließ. Es ist nicht zu leugnen: Villon hat an der Spitze einer organisierten Bande geraubt und geplündert, wo Gold und Goldeswert aufgespeichert lag. Und hat oft genug in animalischem Überschwang die primitivsten Sittengesetze verletzt.

Aber: die Kirche würde ihm alles verzeihn haben (Raub, Diebstahl, Unzucht und Mord), wenn er sein Leben nicht so aufreizend in den Vordergrund gerückt und, angesichts des schon vom Zweifel geplagten Volkes, die Autorität des Kirchengottes mißachtet hätte. Die heilige katholische Kirche hatte viele Poeten in Lohn und Brot und zahlte hochanständig, wenn die gelieferten Beiträge das Volk noch tiefer mit dem Weihrauch der gläubigen Hingabe umnebelten.

Sie erhielt, kraft ihrer ausgezeichneten Organisation und ihres Geldes, überragende Kunstwerke. Sie bestimmte jahrhundertlang die Kultur.

Bei Villon freilich ist die Spur des weltlichen Mäcens schon zu seinen Lebzeiten deutlich erkennbar gewesen. Natürlich darf man

nicht sagen, daß er aus schnöder Berechnung ein gefügiger Hofpoet war, ein kritikloser Verherrlicher dynastischer Tugenden. Er führte keine Aufträge aus, die ihn menschlich und politisch wider den Strich gingen. Er gab von vornherein den Ton an, in den die anderen einzufallen hatten. Sie fielen gern ein, weil er zu den lebendigen Dingen Bezug hatte.

Die Weiber spielen in Meister Villons Balladen eine besondere Rolle. Er hat keiner Frau, die er je besaß, einen billigen Schmachtfetzen gesungen. Er griff zu. Er packte sie an der Stelle, wo sie ihrer Veranlagung nach am empfindlichsten waren und in den tollen Dreh der Verzückerung gerieten. Sie wurden in seinen Armen trüchtige Erde, Blüte und Frucht. Das Animalische war jedoch nie der Urzweck seiner entfesselten Bewegung. Er ließ nur dem Temperament seinen freien Lauf. Er liebte sachlich, das heißt: er baute keine zeitfremden Barockschnörkel, keine Maskerade und Verlogenheit um den Beischlaf. Er tat seine Schuldigkeit, männlich und geradeaus, und verlangte, daß man auch ihm nichts schuldig blieb. Man kann deshalb auch nicht behaupten, daß er, mit Übersättigung beladen, seine Zuflucht im Zynismus suchte. Zum Zyniker von Geblüt fehlte ihm jede Voraussetzung, in seiner Liebesart waren Erde, Wind und Wolken miteinander vermischt. Es gibt einige (allerdings nicht jedem zugängliche und allen bekömmliche) Balladen Meister Villons, da wird das Aufeinanderprallen der Fleische mit solch einer schamlos-brutalen Bildhaftigkeit gegenständlich gemacht, die letzten Fundamente der Zeugungsgewalten so erschlossen, daß man glauben könnte:

hier rast sich ein auserwähltes Erdenmenschenpaar so aus, als wäre es dem grauenhaft aufgespannten Akt um die Pflanzung des Jahrtausend-Menschen zu tun.

Dieser Spannungswirbel ist für uns Intellektkreaturen nur noch symbolisch faßbar, medizinisch zerlegbar. Wir mögen (aus Schwäche und aus tatsächlichem Unvermögen!) diesen Aufwand nicht. Wir stellen uns nur davor und glauben, daß unser Schatten ausreicht, den schamlosen Vorgang abzudrosseln.

Bei Villon aber war die Entfesselung des Blutes, des unverbrauchten und unvermischten, die höchste menschliche Leistung. Denn den Begriff Nerven, diese billige Verdrehung eines Mankos, kannte das Zeitalter Villons noch nicht. Womit beileibe nicht festgestellt sein soll, daß dieser Mensch überhaupt keine Nerven hatte. Auch Villon war in seinen Lebensäußerungen bis zur letzten Ausdrucksmöglichkeit organisiert, er hatte Fingerspitzengefühl, hirnliche Belastungen und seelische Empfindsamkeiten. Er setzte dieses Arsenal an Feinmechanik, Komprimierung und Ballung aber in eine andere Bewegungsform um, anders als die, deren wir uns heute bedienen, um an der Spitze zu bleiben. Was wir bei ihm vielleicht tragische Sinnlosigkeit nennen dürfen, ist bei uns der Hang zur Rekordjägerei, die Kultivierung der Einzelleistung in Anlehnung an die zweckmäßige Leistung der Maschine. Zweckmäßigkeit als Ausdruck eines Willens zur Vereinfachung, ist immer nur an das Geschehnis der Gegenwart gebunden, sobald man ein aichbares Maß daraus machen will. Messen wir aber einmal am Wortwerk Villons das Gedicht von heute, das

wir als ein meisterliches, also in unserem Sinne vollkommenes Kunstwerk anerkennen: wie umständlich, wie umwegig, wie unnebelt von barockhirnlichem Zierat ist ein einfacher menschlicher Ablauf zur sogenannten Form gedehnt!

Es ist falsch, das wortarme Gedicht August Stramms für die letzte künstlerische Konsequenz anzusehen. Er rangiert als Künstler tiefer, als der oft allzu üppig von Musik umschauerte Rainer Maria Rilke, tiefer als der zerebrale Apoll Stefan George. Die beide, jeder auf einem anderen Gipfel, das lyrische Erlebnis der Deutschen um 1920 repräsentieren.

Die Einfachheit Villons ist nicht die seiner Zeit und seiner Zeitgenossen. Sie ist nur die seines, auf das Wesentliche gerichteten, Kunstverständes. Sie inkarniert das Erkennen, worauf es ankommt, nämlich: auf das Verdichten von Erlebtem. Im schroffen Gegensatz zur Kunstgelenkigkeit, die zwar der Gegenwart das Klappern der Scharniere verbergen kann, von einer neuen Generation aber erbarmungslos entlarvt wird.

Es soll zugegeben werden, daß Erscheinungen vom Übrang Villons der Wahrnehmungsbahn eines Kometen wesensverwandt sind. Sie umkreisen in der Ellipse feuerschweifend und optisch aufregend den zentralen Kern aller Kunst. Ihre nächste Nähe (also ihre Geltung als etwas Phänomenales!), wird dann immer erreicht sein, wenn die Krise einer neuen Epoche auf dem Höhepunkt angelangt ist. Wenn sich die Geister des abgewelkten Gestern, endlich von den lebendigen Bildungen von heute scheiden. Wenn die Tradition unterminiert ist und ein Chaos Form werden

will. Dann kommen Kerle wie Villon und befruchten. Vollenden die große Zeugung und schwirren wieder ab.

In welcher Zeitspanne wohl kehrt er wieder?

Vierhundert Jahre nach dem (mutmaßlichen) Tode Villons wurde das „Trunkene Schiff“ des Knaben Jean-Arthur Rimbaud geboren.

Es bedarf keiner umständlichen Beweisführung, um festzustellen, daß der Komet Villon das großartigste Dichtervunder des neunzehnten Jahrhunderts, den „Sohn Shakespeares“ (vgl. Victor Hugo!) diesen Rimbaud in die Welt gesetzt hat. In Rimbaud selbst war Villon nicht Ahnung nur und Gefühl, sondern Anrufung und Aussage. Er bekannte sich öffentlich in aufreizender Bejahung zu seinem Vater. Er trat mit Inbrunst und Besessenheit sein Erbe an. Er wuchs und wucherte mit dem Pfund. Er rückte es in die grellere Sonne einer mächtig fortgeschrittenen Zeit und schuf dieser Zeit ihren Ausdruck.

Die Erscheinung Villons ist aus dem Werk Rimbauds nicht zu bannen. Der Kräftekreis, der diese Kunstleistung bewegt, ist der Blutgeruch Villonscher Lebensartung, ist die schöpferische Spannung seiner Welt im Unterbewußtsein der von kosmischen Strahlungen umschauerten Knabenseele. Von der Kunstleistung Rimbauds aus (weil sie in ihrem sinnfälligen Ausdruck unseren Gefühlen gerade erst heute gegenwartsnahe geworden ist) ermessen wir die Leistung Villons vollkommen. Wir mindern nicht um den geringsten Grad das Werk Rimbauds (das wir glühend bewundern und als einen Turm im Gewimmel von Sandhaufen

werten!), wenn wir behaupten, daß er zu früh abbrach, um über Villon hinaus vierhundert Jahre höher zu wachsen. Es ist ein Torso geblieben, die erste Stufe zu einem zweiten Phänomen. Hierbei spielt der Umstand gar keine Rolle, daß Rimbaud das Werk selber abbrach (Absurde! Ridicule! Degoûtant!), und zwar auf der steilsten Kurve einer Krise. Diese Krise schlug in ein körperliches Erlebnis um. Er wollte nichts anderes, als das Nebenerlebnis der Literatur, das ihm im Wege war, abdrosseln mit dem Tempo anderer Blutbewegungen. Er wollte das ungewöhnliche Erderlebnis, den Urwald, die ergiebigste Goldader: um unermesslich reich zu werden. Und blieb mit mühselig errackerten 50000 Franken als Krüppel in den Sielen hängen.

François Villon vereinsamte abermals zu einem schweifenden Stern erster Größe. Denn über Rimbaud hinaus: immer noch leuchtet das Phänomen Villon. Der erste Dichter Frankreichs von Weltgeltung.

Es tauchen auch heute noch Dichter auf, die, erfüllt von der Sendung dieses furchtbaren Dämons, dennoch seine schöpferische Wesenheit mißverstanden haben und sich aus seinen einmaligen Vokabeln ein Eigenhaus aufbauen.

In ihrem Blut ist zweifellos ein empörerisches Tempo, eine Blutströmung mit Weltgeruch, Abendröten und Karawanen, Börsenkrachs und Barrikaden. Es nutzt aber, weil es noch dunkel an einem intelligiblen Ich klebt, nur der privaten Spannung, den formalen Prinzipien. Es greift nicht mit kaltgehirnlicher Funktion in die Zeiten ein, es provoziert Sonderfälle, umgeht physische

Voraussetzungen und hebt die längst in sich vermorschten Kirchen-  
türnen aus den Angeln. Es greift nur den von Villon längst  
gegenständlich gemachten Mut zur Wahrheit auf und biegt ihn  
zu einen Feuerbogen sensationeller Überraschung um. Das Pa-  
nikmachen, das uralte Erbübel germanischer Rasse, entlädt sich  
auf Gemüter der „Morgenpost“ und des „Lokalanzeigers“.

Die Tageskritik, viel zu sehr eingespannt in das Geschirr fixer  
Berichterstattung, hat kaum Zeit für historische Forschung. Und  
nimmt Umdichtung, Schnellphotographie und zwanzigprozen-  
tigen Verschnitt für originale Leistung, klebt an der sachlichen  
Exekutierung der modischen Vokabel und hat für das atembek-  
klemmende Wachsein des ewig nörgelnden Abonnenten zu sor-  
gen. Sie kann um die ungefähre Leistung des neuen Dichters  
nicht herum, weil sie immerhin noch instinktiv die Quelle fühlt,  
aus der sie floß und gesehen werden möchte. Aber auch von sol-  
chen geschickten Feuerwerkstechnikern, die mit den geheimnis-  
vollen Zauberformeln mittelalterlicher Adepten das Sonnenspek-  
trum zu Leuchtkugeln verpulvern und Überraschungsschreie in  
der Menge entfachen, Großkapitalisten werden in einem ein-  
zigen Büchermonat und die höheren Gesellschaftssphären fre-  
quentieren, ist die Sendung Villons nicht umzubringen. Er  
wirkt unablässig hinter der Szene, er deckt den Kern aller Ge-  
schehnisse auf und zersetzt den Mythos der schönen Seele mit den  
Ätzstoffen einer wirklichen Sachlichkeit, die nicht karg ist, luft-  
knapp, genestelt und sportgestählt, die aber ebenso witzig sein  
kann und ironisch, wie nachdenklich und eindringlich.

Dem Frankreich seiner Zeit war Villon das auf einen Menschenkörper gepfropfte Fabelwesen, das umstachelte Faunsgesicht, der Räuber mit der Harfe.

Aber wie jedem Eroberer die Maske eines skrupellosen Gewaltmenschen angedichtet wird, schien alles an ihm brutal, muskelhaft und rücksichtslos auch denen, die vom faulen Zauber übersinnlicher Erscheinungen nicht mehr angekränkelt waren. Die von der Formung des Irdischen ausgingen und letzte Erkenntnismöglichkeiten mit dem Ignorabimus abschlossen.

Eine so universale Erscheinung wie Villon kann uns deshalb in jedem Betracht nur bereichern, nicht abstoßen. Villon ist zweifellos ein erklärter Feind jeglicher Gesellschaftsform, die sich aristokratisch von der Masse absondert. Für ihn ist die Masse der Ausdruck gewachsener Naturgewalt. Er reiht sie ein in das elementare Wachstum aller Dinge, die noch organisch mit dem Nährboden der Erde verbunden sind: Baum, Tier und Mensch. (Diesen heiligen Dreiklang schlug ich schon wiederholt an!) Hier wurzelt der Ursprung seines Wesens, hier breitet er sich aus, hier gießt er sich hinein und strömt zu den unendlichen Meeren der ewig-dauernden Schöpfung.

Er war ein Außenseiter im Intervall des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Kerl vom Format der uns gesellschaftlich vielleicht näherliegenden Boccaccio, Johann Secundus und Aretino. Und kann immer noch den Ruhm für sich buchen: nicht eingegangen zu sein in das große Heer der von uns als gleichberechtigt akzeptierten Erscheinungen. Wiewohl sein Oeuvre bei weitem nicht

das Werk von Shakespeare erreicht. . . dem räumlichen Umfang nach und der letzten und endgültigen Aussage: so steht es dennoch (in jedem Betracht!) gleichwertig neben des großen Briten Werkleistung. Es unterscheidet sich von ihr nur durch das weniger gezügelte Tempo, durch das Sprunggelenk, durch die rebellische Unordnung und ihre Bastardierungen; vor allem aber durch die weniger populäre Artung.

Shakespeare schuf für die Bühne; er setzte sein Gebild sofort in die plastische Form um, die zu allen Zeiten den Empfängern solcher verdichteten Ich/Welt geläufig wurde als die große Symbolik des Lebens. Das dramatische Spiel im Raum aller menschlich möglichen Geschehnisse wird immer nachhaltiger wirken, als ein Gedicht. Das Gedicht aber erfordert Konzentration im Einsamen, die entfaltete Fächerkrone der Seelenheiterkeit, den Sinn für das Zarte und die Erschütterung vor der grenzenlosen Furchtbarkeit des Ichs. Es ist so komprimiert, daß es für ein langes Leben das gleiche Aufnahmeorgan speisen kann, und zwar so intensiv, wie bei der ersten Begegnung: in einem schmerzlichen Schauspiel vergöttert zur Form, und gespannt gehalten von der unerschütterlichen Lust zur Qual.

Villon hat als erster seiner Zeit die überalterte Form der Romanze beiseite gestellt und die ihm viel gemäßere (und gesetzmäßig auch bedingtere) Form der Ballade geschaffen. Er näherte sich damit dem Drama an. Er gab der Handlung freien Lauf in das tägliche Leben. Das war bei den Liedern der Troubadours durchaus nicht der Fall. Sie hatten die Klapper des Handwerks schon

so fest im Handgelenk, daß sie gar nicht mehr anders konnten, als jegliches Erlebnis in den Eisentopf der traditionellen Form zu pressen und so lange unter Druck zu halten, bis es sich umstülpen ließ als gangbares Gebild für den Konsum.

Für den Meister Villon hat nie eine, von professoralen Doktrinen geaichte Maßform existiert. Er schuf sie neu aus jedem Erlebnis und entlief der Gefahr der mechanisch bewegten Routine. Er schuf sich aber nicht nur die Form, er entriß auch das Wort, „das arme, im Alltag darbende“, der Verflachung. Bei ihm ist jedes Wort aus dem Urerlebnis geboren und steht als einmaliger Ausdruck. Er konnte es sich leisten, zehnmal Herz und Schmerz zu reimen, und trug jedesmal ein anderes Erlebnis aus mit dem unendlichen Hintergrund des Symbols. Er übertrieb auch noch nicht die tiefere Bedeutung der symbolischen Form, er machte kein artistisches Kunststückchen daraus, oder gar jene feierliche Gebärde, welche die von der Kirche beauftragten oder von den Höfen bestellten Dichter sich zulegten, um ihre eigene Ungläubigkeit, ihren wässrigen Untertanenverstand zu vertuschen. Bei Villon vollzieht sich jedes schöpferische Erlebnis in der nüchternklaren Sonne des Alltags. Sein Werk ist von allen Seiten begreifbar. Bei ihm ist selbst der pornographische Exzeß eine vom Blut her ins Leben gewachsene Erschütterung vor dem Göttlichen im Tierleib. Weil der Begriff Scham für ihn noch in einem anderen Sinn existierte, als welchen wir ihn deuten, belastet mit dem Übersättigungsekel einer auf Irrwege getriebenen Kultur, konnte er es sich auch erlauben, die animalischen Triebkräfte un-

verhüllt und unbeschnitten in das Zentrum einer Begebenheit zu heben. Nichts geschieht im menschlichen Himmel und auf der menschlichen Erde, das man als „unpoetisch“ beiseite stellen könnte. An seiner letzten Formgebung beweist sich erst der Dichter. Das hat in späterer Zeit selbst ein so vorsichtig formender Dichtgeist wie Goethe aufgezeigt. Das zeigt uns, wenn auch mehr aus der Perspektive des künstlerisch bewegten, und musisch umwehten Arztes, als aus der des unbedingten Gedichtkünstlers, der Zeitgenosse Gottfried Benn. Auch bei Gottfried Benn ist in vielfachem Maße die vom Blut bestimmte Erlebnisintensität Villons als Erbteil spürbar. Die stärkere Hirnlichkeit, das nervösere Tempo ist durch die vierhundert Jahre Fortschritt bedingt. Das Grunderlebnis aber hat die gleichen menschlichen Erregungsspannungen, die Ironie und die eisklare Erkenntnis des Maskeradentums im bürgerlichen Gesellschaftsdreh, mit Gottfried Benn gemein.

Was Benn aber, gewertet an seinem großen Vorgänger, abgeht, ist die Verdichtung zum Einfachen, zur stählernen Zweckmäßigkeit und zum Umlaut. Benn baut, unter völliger Ausschaltung der gefühlsmäßigen Erregung, hirnlich kunstvoll präzierte Versmaschinen. Villon verließ sich einzig und allein auf die explosive Gewalt des erregten Blutes als Kraftquelle und Energieleistung. Benn komprimiert jeden Gedichtvorgang zu einer medizinisch-mathematischen Schlußformel. Villon ordnete sein Werk unauffällig in den Ablauf des täglichen Lebens ein. Er legte ihm die Bedeutung von Brot, Trunk und Beischlaf bei. Er

machte es im Menschen, in seiner Welt und seinen Geschäften mündig.

Wie restlos ihm dieser Prozeß gelungen ist, beweist die Gültigkeit seines Werkes noch im Raum unseres komplizierten Kunst-erlebnisses. Es hat im Wandel der Jahre nichts an Tempo eingebüßt, höchstens nur ein Blasserwerden der historischen Farb-  
fleckte erfahren. Im stofflichen Gemeng der Historie liegt aber nie die Bedeutungshöhe eines Gedichtes.

Es gibt in Deutschland heute eigentlich nur einen Dichter, der am Rande der Werkleistung Villons bestehen kann als ein selbständiger Kopf. Es gibt nur einen, der sich von den hirnlischen Belastungen, von der Akrobatik des Handgelenks endlich befreit hat und die Wesenheit aller Dinge besingt. Das ist Johannes R. Becher. Ihm fehlt nur noch die polare Sicherheit des Ichgefühls, die Gleichung von Masse und Ich.

Der Fluch jeder ursprünglichen Kunstäußerung ist die bedrückende Nähe der gesellschaftlichen Kastenbildung. Immer muß sich der Künstler, will er sich in der tätigen Zeugungsglut seines Blutes behaupten, zum Feind der Gesellschaft steigern. Er hat nie etwas mit ihr gemein gehabt. Ihre Welt ist nicht seine Welt. Und ihre Erlebnisformen sind fressende Flechten an der Gefühlshöhe, -tiefe und -weite seiner Erlebnisbahnen.

Eine Erscheinung wie Villon hatte unter viel ungünstigeren materiellen Bedingungen als der Dichter im gegenwärtigen Zeitraum sein Werk vorwärts treiben müssen. Wir haben, an den seltsamen Kurven seines äußeren Lebens, die Schwierigkeiten: gegen den ein-

geführten Jargon der Gesellschaft zu produzieren, aufzeigen können. Es bedarf keiner weiteren beweiskräftigen Beispiele mehr, um festzustellen: daß das gegen den Strich Dichten heute mehr eine Angelegenheit des Charakters ist. Nein, weniger noch: eine Angelegenheit des Temperaments. Selbst von der soziologischen Ecke her betrachtet (was für die Erkenntnis von Epochen gerade noch anwendbar ist!): wiegt der Antibürger heute bei weitem nicht so schwer, als in der Zeit Villons, wo es noch keinen Tierschutzverein gab, aber eine viehisch verrohte Folter seelischer und körperlicher Art; wo das „Recht auf Arbeit“ viel einfacher formuliert war in dem erdhaften Trieb des Raubes, und das Hängen einen Spaß für den Jahrmarkt abgab, umrahmt von Schießbude, Festfraß und Tanz nackter Weiber um den leistungsfähigsten Phallus.

In uns wuchtet der Bruch einer Übergangszeit. Je mehr wir aus dieser Erkenntnis heraus den Ausgleich suchen bei Naturen wie Villon, die weder in sich den Bruch trugen, noch leiden mußten an einer Zerbröckelung der Zeitfundamente: um so schwerer bedrückt uns das Unvermögen, aus dem eigenen Blut heraus eine neue Lebensform zu schaffen, eine Bejahung des Ichs gegen die Zeit.

Es gab selten solche trostlosen Zeiten für den gegen die Zeit glühenden Zeitgenossen, wie in diesem chaotischen Jahrzehnt nach dem Weltkrieg. Die Hypertrophik des mechanisierten Lebensgefühls ist noch der verhältnismäßig schwächste Feind, den man zu überwinden hat. Der Kampf gegen die Maschine ist ein Irr-

weg. Der Kampf gegen den Maschinengeist aber, das erste und wichtigste Hindernis, das eine neue Kunstform im Sturm zu nehmen hat.

Eine Zeit jedoch, die im Ausdruck ihrer schöpferischen Jugend Brücken findet zu solchen nahrhaften Revolutionären wie Villon und Rimbaud: die wird auch dem Dichter endlich gegenüber stehn, der sich mit ihr so intensiv auseinandersetzt, daß sie unter Druck und Zwang allmählich geistigen Formen zustrebt.

Der Antibürger Villon wird bei dieser Wandlung nicht abseits stehn. Denn er hat nie die Bewegung der Gesellschaft, sondern überall und immer die Kräfte der Erde ernst genommen, sie aufgegriffen in seinen Tag und mit seinem Blut zur Form geknetet. Er vernichtete die zeitfremden und bigotten Schnörkel der Kirche und das hohle Stelzenthum der oberen Gesellschaft mit Feuer und Schwert, mit Feder und Harfe.

Der Dichter aber, den wir endlich über uns wissen wollen als Turm und Sternhorizont: der erlöse uns von dem Mythos des tragischen Leidens, von der Lüge des Gemeinschaftserlebnisses zur Wiederauferstehung des Ichs.

Im Anfang war das Ich, der tätige Geist über den Wassern.

## Notwendige Anmerkung

Die vorliegende Ausgabe der Werke des Maistre François Villon bringt nur die Balladen in ziemlicher Vollständigkeit. Das „Kleine Testament“ (Lais) ist um neun, das „Große Testament“ (Grant Testament) um elf Strophen gekürzt worden. Ich habe jedoch nur solche Stücke fortgelassen, die der Lokalhistorie so verhaftet sind, daß man auf viele Geschehnisse und ihre Akteure sich heute keinen Reim mehr machen kann. Fortgefallen sind auch die für bürgerliche Begriffe obszönen Chansons von den „Lästerungen“ und „Straßenhuren“. Dafür aber sind fünfzehn, in deutscher Übertragung noch nicht bekannte, Rondos und Lieder aus dem „Jardin de Plaisance“ (1502) hinzugekommen, die G. Paris als apokryph ansieht und dem Guillaume Coquillart, bzw. Jehan de Calais zuschreibt. Mit welchem Recht der verdienstvolle Literarhistoriker und große Bibliophile dem Villon die Vaterschaft streitig macht, bleibt er zu beweisen schuldig. Ich schließe mich vielmehr den Untersuchungen Costelliers, A. Vitus und Paul Lacroix an und benutzte auch deren bibliographisches Material neben eigenen Forschungen.

Die Anordnung der Balladen und Rondos als Teil für sich neben den beiden Testamenten geschah aus rein äußerlichen Gründen. Ein druckfertiges Manuskript von Villons Hand, worin Ordnungen nach bestimmten Gesichtspunkten ein für alle Mal festgelegt sind, existiert nicht. Was von seinen Handschriften erhalten blieb, ist ein großer Torso, verstreut in öffentlichen und schwer zugänglichen privaten Bibliotheken; bzw. sind es Abschriften von zweiter und dritter Hand mit allen Verwässerungen, Beschneidungen und Ungenauigkeiten. Auch die frühen Drucke der Werke des Meisters bis zum Jahre 1854 sind lückenhaft, gemixt und von dem jeweiligen Geschmack der Herausgeber abhängig. Eine große kritische Textausgabe mit den Lesarten aller Varianten fehlt auch heute noch. Als am brauchbarsten ist vielleicht die, von A. Louis Thuasne besorgte, dreibändige Ausgabe Paris: Picard 1923 anzusprechen.

Auch ein authentisches Porträt Villons hat sich bis heute noch nicht nachweisen lassen; die bekannte Lithographie von Rullmann ist höchst anfechtbar. Der meiner Ausgabe beigegebene Stich von Eddy Smith ist einem Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert nachgebildet.

Entscheidende Anregungen zu meinen sehr freien Nachdichtungen verdanke ich dem 1913 durch Selbstmord geendeten französischen Dichter Leon Deubel und meinem Kollegen Guillaume Moland von der Herzogl. Bibliothek St. Bretagne; in gewisser Hinsicht auch dem Herrn Wolfgang von Wurzbach, der um 1903 eine klug kommentierte Ausgabe der Werke

Meister Villons in Deutschland wagte, allerdings nur im Urtext.

Im Übrigen erhebe ich mit meiner Publikation nach keiner Seite hin den Anspruch, von Philologen und mürrischen Magistern ernst genommen zu werden. Auch hat bei mir nie die Absicht bestanden, mit Herrn K. L. Ammer oder gar Bert Brecht konkurrieren zu wollen. Ich wende mich vielmehr mit meiner Arbeit an Menschen, denen es darauf ankommt, den Villon wenigstens annähernd so zu erfahren, als wäre er noch mitten unter uns: jung, abenteuerlich und gegen die philisterhafte Müffigkeit auf Erden.

Ich widme dieses, im Sommer 1914 begonnene und Frühjahr 1929 abgeschlossene, Werk meinen Freunden Eddy Smith und Karl Vogt.

Berlin im März 1930

Paul Zech

**Le grant testament billon et le petit.  
Son codicille. Perargon : les balades**



Nachbildung des Titelblattes der I. Ausgabe. Zsg. von Antoine Valette.  
Mit 14 Holzschnitten von Jehan S. Perdrier. Paris: Paul Levet 1489.



¶ „Une fois me dictes ouy,  
en foy de noble et gentil femme;  
je vous certife, ma Dame,  
Qu' oncques ne fuz tant resjouy.  
¶ Veuillez le donc dire selonc  
que vous estes benigne et doulche,  
car ce doulx mot n'est pas si long  
qu'il vous face mal en la bouche.  
¶ Soyez seure, si j'en jouy,  
que ma lealle et craintive ame  
gardera trop mieulx que nul ame  
vostre honneur. Avez-vous ouy?  
une fois me dictes: ouy.“

(Aus: Antoine Campaux: François Villon. Paris 1859)

Eine Ballade  
für den Hausgebrauch im Winter

¶ Franz Villon sagt: das bin ich,  
welcher groß und grade vor euch steht.  
Seht, in seinen Augen spiegeln sich  
alle Dinge umgedreht.

¶ Niemand weiß, woher er kam,  
mag auch niemand hier sein Bruder sein.  
Als er sich den Wind zur Wohnung nahm,  
und ins Bett den kalten Stein:

¶ Hat er seine Heimat satt gehabt,  
wollte lieber sein ein Waisenkind,  
so zerfetzt und abgeschabt,  
wie im Herbst die Bäume sind.

¶ Wenn ich eure Huld jetzt will,  
Bettelpack im Hospital,  
und auch manchen Abend still  
euren Wein bestahl:

¶ Hier, im Nebel, sind wir alle gleich,  
Kavalier und Schinderknecht.  
Jeder raucht bekümmert bleich  
seinen Tobak und verträgt ihn schlecht.

¶ Hängt zu guterletzt noch gar  
eine Larve sich in das Gesicht.  
Alles, was an ihm natürlich war,

stäubt zu Asche in dem trüben Licht.

¶ Aber Franz der sagt:  
auch der Nebel tut euch nix.

Wenn der Wind den Schnee zusammenjagt,  
brauen wir uns einen Glühwein fix.

¶ Mit dem schönsten Suff im Bauch  
fängt die Welt erst richtig an.  
Und die Weiber sagen auch:  
lieber zwei, als keinen Mann.

¶ Wichtig ist nur, daß man nicht  
früher sich verliebt,  
bis der Mond sein Kußgesicht  
durch das Fenster schiebt.

¶ In des Fleisches weißer Glut  
wohnt man wie gewiegt.  
Jeder Mensch ist gut,  
wenn ihn warm ein Fell umschmiegt.

¶ Alle sollt ihr so verspielt noch sein  
wie ein Katzenpaar.

Auch Villon, der sagt nicht nein,  
hängt sich das Geziefer in sein Haar.

¶ Immer, wenn der Schnee noch da  
auf den Feldern schwimmt,  
sing ich zur Harmonika;  
und mein Mädchen meint: es stimmt,

¶ was ich dann und wann

ihr geflüstert habe vor dem Schlaf,  
und sogar als müder Mann  
noch ins Schwarze traf.

¶ Und bedenkt: daß keiner mehr viel Zeit  
zu verlieren hat.

Manchem blieb vom Sommerkleid  
kaum das Feigenblatt.

¶ Tanzt, so lang der Atem hält,  
um das goldene Kalb herum.  
Später, wens von selber in den Schoß euch fällt,  
seid ihr für die Liebe viel zu krumm.

¶ Sollt euch endlich an Villon  
die verschnupfte Nase fegen  
und mit seinem neusten Song  
fleißig das Gebiß bewegen.

¶ Wenn man singt, sagt Orpheus schon,  
werden selbst die Steine weich  
und erlösen den verlorenen Sohn  
aus dem Tierbereich.

¶ Auch Villon hat oft mit Treber nur  
seinen Bauch genährt.

Doch er denkt an diese Tour  
kaum zurück noch, wenn der Tag sich jährt.

¶ Viele Höllen mußte er  
noch erleben, eh die Freiheit kam.  
Und sie lief nicht mehr so nebenher

als er sie in seine Arme nahm.

¶ Mit den Jahren freilich wird das Blut  
auch bei ihm so naß und kalt.

Und dann hängt er einfach seinen Hut  
an den nächsten Ast im Wald.

## Die Sommer-Ballade von der armen Lovize

¶ Lovize die stand am Herd den langen Tag  
und ihr Gesicht war schon ganz schwarz vom Rauch.  
Und wenn sie nachts auf ihrem Strohsack lag,  
da war sie müd und ausgehungert auch.  
Sie war nur armer Leute Waisenkind  
und wollte lieber sein ein Baum im Sommerwind.

¶ Und als ein Herr sie stehen sah am Herd  
so schwarz vom Rauch verwandelt das Gesicht,  
da war sie ihm wohl die Dukaten wert  
für eine Nacht; sie aber mochte nicht.  
Sie war nur armer Leute Waisenkind  
und wollte lieber sein ein Baum im Sommerwind.

¶ Da sagte ihr der Herr, daß sie ihm bald  
sein Weib möcht sein und ganz in Seide gehn.  
Er hatte auch ein schönes Schloß im Wald,  
da brauchte sie nicht wieder von ihm gehn.  
Sie war nur armer Leute Waisenkind  
und wollte schöner noch als Bäume sein im Sommerwind.

¶ Und in dem Haus da färbte ihr Gesicht  
sich wie der Hauch auf einem Rosenblatt.  
Und viele Wochen lang verstand sie nicht,  
wozu der Herr den Mann erschaffen hat.  
Sie war nur armer Leute Waisenkind

und wollte lieber sein ein Baum im Sommerwind.

¶ Der Sommerwind ging hin mit Kriegsgeschrei  
und färbte in der Nacht den Himmel rot.

Und in der Schlacht war auch ihr Mann dabei,  
sie wußte nicht wohin mit ihrer Not.

Sie war nur armer Leute Waisenkind  
und wollte wieder sein ein Baum im Sommerwind.

¶ Im Feld lag mancher Reiter schon verweht  
wie rote Blätter vom vergangnen Jahr.

In ihrem Herzen drin war kein Gebet.

Nur wie der Schnee so weiß war jetzt ihr Haar.

Sie war nur armer Leute Waisenkind  
und wollte schöner noch als Bäume sein im Sommerwind.

¶ Der Sommerwind kam Jahr um Jahr zu ihr  
und öfter noch die Männer, die sie rief.

In ihrem Blut, da schrie ein wildes Tier,  
und in dem Herzen drin die Liebe schlief.

Sie war nur armer Leute Waisenkind  
und wollte lieber sein ein Baum im Sommerwind.

¶ Und als ihr Leib so fruchtbar wie ein Baum  
gesegnet war, da ging sie in den Fluß

und machte mit dem alten Sommertraum  
und ihrer grauen Armut endlich Schluß.

Sie war nur armer Leute Waisenkind  
und wollte nie mehr sein ein Baum im Sommerwind.

## Eine Trauer-Ballade um meine treulose Freundin Cylaea

¶ Es ist ein Trost, daß noch der Himmel grün und bleich  
im Wasser liegt und Bäume um den Teich  
so dicht herumgebogen sind.

Man zieht sich aus, und schmeißt das müde Fleisch  
den Fischen hin. Und oben stolpert das Gekreisch  
der Krähen durch den Wind.

Cylaea hatte eine Höllenangst vor jedem Tier,  
sie war mein schönstes, und ihr Herz, das fand ich hier.

¶ Ich fand es hier an einem Sommertag,  
der auf dem Wasser wie ein fetter Hintern lag.

Die ganze Luft brach ein vor Fruchtbarkeit  
und Franz Villon, der hatte lange schon nicht mehr  
ein Weiberfell an seinem Haar gefühlt.

Man sang dazu, vom Fliederwind umkühlt,  
ein Ammenlied, bis aus der Nacht der schwarze Teer  
herunterfiel; da fror sie ohne Kleid.

¶ Ich hieb ihr Zweige ab vom Fliederstrauch,  
sie sagte, daß das Kind schon fertig sei im Bauch,  
sie war ja selber noch nicht vierzehn Jahr;  
das sah man ihr verdammt nicht an,  
sie hatte bis zum Nabel oben schwarzes Haar  
und, ganz versteckt darin, die Muschel für den Mann.  
Es ist uns ganz egal, was ihr von unserer Liebe denkt;

fürs Kindermachen wird kein Mann gehenkt.  
¶ Nun hat den Franz das Luder doch genarrt.  
Ach, ohne ihren Mund schläfts sich im Gras so hart.  
Ich will jetzt mal so tun, als ob der bleiche Teich,  
wenn ich die Arme durch sein Silber stoß,  
sich mit der roten Mondfrau paart... vielleicht  
wird dann mein Herz die grünen Seufzer los.  
Man kommt sonst auf den Hund, und kriegt zuletzt  
bei jedem Weib den Schemel vor die Tür gesetzt.

**Dies ist der Nachsatz,  
den ich beinah verschluckt hätte**

¶ Im Sommer soll man möglichst sich vom Wind  
weit durch die Wälder treiben lassen.  
Es ist nicht gut, bei Weibern festen Fuß zu fassen,  
ihr Herz ist wie der Schnee, der auf der Haut zerrinnt.

## Die Ballade von den drei Landstreichern

¶ Sie kamen alle drei von Flandern her,  
der Jean, der Jack und Nicola.

Der Pflaumenbaum warf keinen Schatten mehr  
und auf dem Feld war schon der böse Winter da.  
Sie haben sich im Feld ein Feuer angemacht,  
und, weil grad wer vorüberkam, ihn umgebracht.

¶ Der Jude wog wohl tausend Taler schwer.  
Im roten Feuer auf dem Winterfeld:  
sie machten ihm noch schnell die Taschen leer  
und stritten sich nicht lange um das Geld.  
Es waren ihrer drei, als das geschah,  
der Jean, der Jack und Nicola.

¶ Der Winter ging mit Schnee und Eis dahin,  
und mitten in dem eingeschneiten Feld,  
da lag ein toter Jude drin  
und schrie nach seinem Geld.  
Ein roter Mond war auch dabei, als ihn zum Spaß  
das Messer gleich im Halse saß.

¶ Das Eis zerschmolz, und Jean und Jack und Nicola,  
die schmolzen auch in Glück und Branntwein hin.  
Sie wußten nicht, daß es der Mond war, welcher sah,  
wohin der Jude fiel, und wer sich am Gewinn  
beteiligt hat. Es schien der Mond die lange Nacht

so rot, und hat es an den Tag gebracht.

¶ Der Jean, der Jack und Nicola:  
als sie den Henker sahen groß und rot:  
sie wußten wohl, was ihrem Hals geschah,  
und wollten doch so jung nicht in den Tod.  
Es hat kein Schrein, kein Beten was genutzt,  
der Sarraß hat die Rüben weggeputzt.

¶ Und als der Mond darauf zum Juden kam,  
wuchs schon ein Baum ihm aus dem Leibe raus.  
Mit seinen schwarzen Armen nahm  
er sie hinunter in das Wurzelhaus,  
die drei geköpften Brüder da:  
den Jean, den Jack und Nicola.

¶ Ich habe dieses Stück mir nicht zum Zeitvertreib  
für lange Winternächte ausgedacht.  
Ich weiß nur, daß mein armer Leib  
vielleicht die gleiche Winterreise macht,  
wie Jean und Jack und Nicola.  
Im roten Mond hat manchem schon das Herz geklopft  
nach einem kleinen Mord. Und wenn es niemand sah,  
hat man sich auch die Taschen vollgestopft.

Vierzeiler,  
den Herr Villon seiner Kleinen Margot schrieb :

¶ Daß ich mit vielerlei Figuren deinen Leib  
beschrieben habe und zum Zeitvertreib  
auch etwas Heiteres dabei zur Laute sang,  
das langt nicht mal zum Hanf für diesen Strang.

## Eine Ballade gedichtet für Mira l'Ydolle

¶ Am Abend standen alle Bäume grau und krank  
im Wald herum, weil in dem Wiesengrund der Tag ertrank.  
Du aber warfst die Kleider fort vom Leib  
und hast ein weißes Licht

mir angezündet, Abendweib,  
mit Wurzelhaar und Tiergesicht.

Und immer werden meine Augen hell und weit,  
wenn in dem Wald der weiße Mond erscheint.

¶ Die Bäume wuchsen in den Mai hinein  
und wollten nicht mehr grau und einsam sein.

Ich aber weiß nicht, wo du weilen magst,  
ich weiß nur, wie du hautnackt heiß  
an meinem Munde lagst.

Und über uns der Mond zog seinen Kreis  
die lange Nacht

und hat mich grau und krank gemacht.

¶ Ich bin nach deinem roten Mund so krank,  
der sich an meinem Blut betrank.

Das werd' ich manche Nacht im Wald  
noch wissen... Du, warum kommst du nicht mehr  
zurück im weißen Kleid? Bald bin ich alt  
und wie die Bäume krank und leer...

Und könnte sein, wie einst im weißen Licht:  
dein Nachtgemahl mit Wurzelhaar und Tiergesicht.

## Eine kleine Ballade vom Prinzen Florestan

¶ Wenn heute nacht im Apfelbaum  
die Nachtigall ihr Silber spinnt,  
dann wirst du von dem langen Wintertraum  
genesen sein, mein Kind.

¶ Dann werden sie dir einen Helm  
von Golde setzen auf das Haupt.  
Den hab ich einem Schelm  
mitsamt der Frau geraubt.

¶ Wir haben uns nur leise angesehen,  
das kleine weiße Tier und ich.  
Und niemand sah uns in den Garten gehn,  
sie dachten wohl noch nicht an dich.

¶ Ich aber habe manche Nacht von dir  
geträumt in meinem Aschenkrug  
und war nicht dort und war nicht hier,  
wenn der Minister nach mir frug.

¶ Ich sollte nämlich einen schönen Reim  
erfinden für den Tag, wenn du erscheinst.  
Ich aber kroch nicht auf den Leim,  
damit du nicht gleich Blut und Wasser weinst.

¶ Ich sing dir lieber dieses Winterstück  
und schick es deiner Mutter hin,  
vielleicht denkt sie an unser Bett zurück  
und weiß, von wem ich Vater bin.

¶ Und zeigt dir auch das Muttermal,  
das ich ihr in die Brust gebissen hab.  
Und wens der König sieht, ists auch egal  
zerbricht man über mir den Stab.

¶ Wenn dir nur bloß das rote Haar  
und auch das Lachen bleibt.

Was sonst an mir noch gut und böse war,  
welkt wie die Hand, wenn sie das Grablied schreibt.

## Die Ballade von den schönen Frauen des Altertums

¶ Nun die Bäume wieder Blüten schnein,  
denk ich oft: wo mag jetzt Flora sein,  
oder Thaïs, Sappho, Salome,  
auch die Nympe, die den Bach entlang  
ihrem weißen Leib die Antwort sang?  
In dem roten Abendbett im Klee  
all die frohen Schäferstunden:  
wie der Schnee sind sie dahingeschwunden.

¶ Manchmal denk ich auch darüber nach,  
ob sie braun war oder blond, die Frau,  
dran der fromme Abälard zerbrach  
und ein Büßer wurde grau in grau.  
Wenn die Bäume wieder Blüten schnein,  
welcher Stern mag jetzt ihr Bette sein?  
All die frohen Schäferstunden:  
wie der Schnee sind sie dahingeschwunden.

¶ Könnt ich sie nur einmal wiedersahn,  
Blanca, oder Jeanne, die Königin,  
einmal nur mit ihr durchs Kleefeld gehn,  
bis ich Nimmersatt gesättigt bin!  
Ach, wohin ist es entflohn das Reh,  
daß ich nirgend eine Spur mehr seh;  
all die frohen Schäferstunden:

wie der Schnee sind sie dahingeschwunden.

### **Lehrreiche Nachschrift**

¶ Wenn die Liebste nicht gleich wiederkehrt,  
frag nicht, welchen Mann sie jetzt begehrt,  
sonst sind all die frohen Schäferstunden  
wie der Schnee vom Vorjahr hingeschwunden.

## Die Ballade von den Vogelfreien

¶ Vor vollen Schüsseln muß ich Hungers sterben,  
am heißen Ofen frier ich mich zu Tod,  
wohin ich greife, fallen nichts als Scherben,  
bis zu den Zähnen geht mir schon der Kot.  
Und wenn ich lache, habe ich geweint  
und wenn ich weine, bin ich froh,  
daß mir zuweilen auch die Sonne scheint,  
als könnte ich im Leben ebenso  
zerknirscht, wie in der Kirche niederknien...  
ich, überall verehrt und angespien.

¶ Nichts scheint mir sichrer als das nie Gewisse,  
nichts sonnenklarer als die schwarze Nacht.  
Nur das ist mein, was ich betrübt vermisse,  
und was ich liebte, hab ich umgebracht.  
Selbst wenn ich denk, daß ich schon gestern war,  
bin ich erst heute abend zugereist.  
Von meinem Schädel ist das letzte Haar  
zu einem blanken Mond vereist.  
Ich habe kaum ein Feigenblatt, es anzuziehn...  
ich, überall verehrt und angespien.

¶ Ich habe dennoch so viel Mut, zu hoffen,  
daß mir sehr bald die ganze Welt gehört,  
und stehn mir wirklich alle Türen offen,  
schlag ich sie wieder zu, weil es mich stört:

daß ich aus goldenen Schüsseln fressen soll.  
Die Würmer sind schon toll nach meinem Bauch,  
ich bin mit Unglück bis zum Halse voll  
und bleibe unter dem Holunderstrauch,  
auf den noch nie ein Stern herniederschien,  
François Villon, verehrt und angespien.

Die Ballade vom guten und vom schlechten  
Lebenswandel

¶ Seid was ihr wollt: Soldaten, Schuster, Opernsänger,  
Produktenhändler oder auch nur Hundefänger,  
ob ihr verlaust seid oder an der Börse spekuliert  
mit Haifischflossen, Niggerschiet und Kaffeebohnen,  
ob sich die graden oder mehr die krummen Wege lohnen —:  
nur wo ihr euer Geld verliert,  
bei Weibern, Wein und Kartenspiel,  
da wiegt ihr allesamt nicht viel.

¶ Stopft euch den Bauch mit Kaviar und Pfauenzungen  
und qualmt solange, bis aus den zerfressenen Lungen  
die Schwindsucht grinsend in die Landschaft stiert,  
seid Meister auf der Kegelbahn und sammelt Autographen,  
wählt Reichstag und euch selber zu den Oberschafen —:  
nur wo ihr euer Geld verliert,  
bei Weibern, Wein und Kartenspiel,  
da wiegt ihr allesamt nicht viel.

¶ Von solchem Übel kann euch nur der Dalles retten,  
denn wer nichts hat, sein Haupt darauf zu betten,  
kein Haus, und auch kein Kleid, wenns ihm im Winter friert:  
der fühlt, wie schwer die armen Knochen wiegen,  
wenn sie verfault bei Aas und Maden liegen  
und denkt: wer jetzt die Lust verliert,  
der wog bei Weibern, Wein und Kartenspiel  
nicht einen Pappenstiel.

## Die Ballade von der schönen Stadt Moorah

¶ Und als ich in die schöne Stadt rein fuhr  
weil sie so lang und breit am Wasser liegt,  
da tat ich gleich bei meinem Bart den Schwur:  
daß mich kein Hund aus dieser Stadt raus kriegt.  
Ach, sagte ich zu ihr:

ich bleibe ewig dein Geliebter hier.

¶ Da lagen auch soviel Soldaten drin  
und gingen Arm in Arm mit mancher Frau.  
Ich aber sprang wohl zu dem Wasser hin  
und nahm mir eine Wolke weiß und blau.

Ach, sagte ich zu ihr:

du bist mein allerschönstes Schmeicheltier.

¶ Da kam auch eine kleine Fischerin  
in einem weißen Segelschiff heran  
und fragte, ob ich wohl der Villon sei,  
der Franz, und nichtein irgendwelcher Mann.

Da sagte ich zu ihr:

nun nimm ihn schon, den Schnabel, und probier.

¶ Es schien der wunderblaue Sommerbaum  
noch lang herab auf unser Nest im Kraut;  
und schließlich wollte sie, daß dieser Traum  
nur ihr gehör und keiner anderen Braut.

Da sagte ich zu ihr:

was ewig dauert, macht mir kein Pläsier.

¶ Und als ich wieder aus der Stadt rausfuhr,  
nach mir da gingen die Soldaten auch,  
und schossen auf der schönen Sommerflur  
sich lauter rote Löcher in den Bauch.

Ach, sagte ich zu mir:

wie wär es, wenn ich jetzt zurück marschier?!

¶ Da stand die schöne Stadt schon lang nicht mehr  
am Wasser um die blaue Pflaumenzeit;  
da lagen nur noch Steine kreuz und quer,  
und eine Krähe schrie vom Baum ihr Winterleid.

Ach, sagte ich zu ihr:

wir bleiben ewig nur zwei Waisenkinder hier.

Eine kleine Liebesballade gedichtet für Jeanne  
Cul de Quée

¶ Im Sommer war das Gras so tief,  
daß jeder Wind daran vorüberlief.  
Ich habe da dein Blut gespürt  
und wie es heiß zu mir hinüberraun.

Du hast nur mein Gesicht berührt,  
da starb er einfach hin, der harte Mann,  
weils solche Liebe nicht mehr gibt...

Ich hab mich in dein rotes Haar verliebt.

¶ Im Feld den ganzen Sommer war  
der rote Mohn so rot nicht wie dein Haar.

Jetzt wird es abgemäht, das Gras,  
die bunten Blumen welken auch dahin.

Und wenn der rote Mohn so blaß  
geworden ist, dann hat es keinen Sinn  
daß es noch weiße Wolken gibt...

Ich hab mich in dein rotes Haar verliebt.

¶ Du sagst, daß es bald Kinder gibt,  
wenn man sich in dein rotes Haar verliebt,  
so rot wie Mohn, so weiß wie Schnee.

... im Herbst da kehren viele Kinder ein,  
warum solls auch bei uns nicht sein?

Du bleibst im Winter auch mein rotes Reh  
und wenn es tausend schönere gibt...

Ich hab mich in dein rotes Haar verliebt.

Eine verliebte Ballade  
für Mabeau d'Ausigny

¶ Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund,  
ich schrie mir schon die Lungen wund  
nach deinem weißen Leib, du Weib.  
Im Klee, da hat der Mai ein Bett gemacht,  
da blüht ein schöner Zeitvertreib  
mit deinem Leib die lange Nacht.  
Da will ich sein im tiefen Tal  
dein Nachtgebet, und auch dein Sterngemahl.  
¶ Im tiefen Erdbeertal, im schwarzen Haar,  
da schief ich manches Sommerjahr  
bei dir, und schief doch nie zuviel.  
Ich habe jetzt ein rotes Tier im Blut,  
das macht mir wieder frohen Mut.  
Komm her, ich weiß ein schönes Spiel  
im dunklen Tal, im Muschelgrund...  
Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.  
¶ Die graue Welt macht keine Freude mehr,  
ich gab den schönsten Sommer her,  
und dir hats auch kein Glück gebracht;  
hast nur den roten Mund noch aufgespart  
für mich so tief im Haar verwahrt...  
Ich such ihn schon die lange Nacht  
im Wintertal, im Aschengrund...

Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.  
☞ Im Wintertal, im schwarzen Erdbeerkraut,  
da hat der Schnee sein Nest gebaut  
und fragt nicht, wo die Liebe sei.  
Und habe doch das rote Tier so tief  
erfahren, als ich bei dir schlief.  
Wär nur der Winter erst vorbei  
und wieder grün der Wiesengrund!  
... ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.

## Die Ballade von den schönen Frauen von Paris

¶ Schöne Frauen gibt es überall  
auf der weit und breiten Erdenwelt,  
ob am Tiber oder Senegal,  
im Palast und im Zigeunerzelt,  
ob sie braun sind oder schwarz verbrannt,  
ob von Flandern oder Samarkand,  
Japanesin oder Niggerweib,  
Ebenholz und Alabasterleib:  
Keine Frau auf Erden küßt so süß  
wie die schönen Frauen von Paris.

¶ Auch in Polen und in Wien und Rom,  
in der Steppe und vom Kaukasus  
bis zum Nil und Amazonenstrom  
sind die Frauen wild nach einem Kuß.  
Auch in Preußen, Holland und Madrid,  
(Eskimo und Lappen zählen mit!)  
wird von früh bis Mitternacht geküßt.  
Aber daß ihr auch noch dieses wißt:  
Keine Frau auf Erden küßt so süß,  
wie die schönen Frauen von Paris.

¶ Selbst die Frau im grauen Altertum:  
Königin von Saba, Niobe,  
Dalila, Astarte, und der Ruhm

der Lucinde, Sappho, Kandacé,  
Helena, Lacmé und Potiphar,  
muß verblassen und ins Nichts zergehn  
wie der weiße Schnee, der gestern war.  
Nur das Wort, das soll hier bleiben stehn:  
Keine Frau auf Erden küßt so süß,  
wie die schönen Frauen von Paris.

Zum Geleit:

¶ Drum hab ich nicht lange nachgedacht  
und auf ihren Leib dies Lied gemacht:  
Keine Frau auf Erden küßt so süß,  
wie die schönen Frauen von Paris.

## Eine kleine Räuber-Ballade von den drei Coquillards

¶ An einem grauen Regentag  
hat uns der Hauswirt ausquartiert,  
und weil die Stadt im Wasser lag,  
sind wir nach Norden abmarschiert.  
Da stand ein Dorf im nassen Gras,  
und als die Sonne wieder schien,  
und jedes Tier sein Haus besaß,  
da mußten wir noch weiter ziehn:  
Sie sagten, daß man uns auf tausend Schritt  
schon riechen kann, es gäb hier nichts zu erben,  
und was man uns vom Brot abschnitt,  
das war zu viel für ihrer Drei zum Sterben.

¶ Kennt ihr den Hohlweg von Laon,  
drei Straßen durch den Tannenwald?  
Da hat uns plötzlich ein Cochon  
die Kugeln um den Kopf geknallt;  
wir wollten ihm den Wagen nur  
herausziehn aus dem dickem Dreck,  
und alles, was da mit ihm fuhr,  
war furchtbar aufgereggt vor Schreck.  
Sie sagten, daß man uns auf tausend Schritt  
schon riechen kann, es gäb hier nichts zu erben,  
und was man uns vom Brot abschnitt,

das war zu viel für ihrer Drei zum Sterben.

¶ Der Bauer stiehlt dem Herrn das Brot,  
dem Bauer stiehlt es der Baron.

Und einer schlägt den andern tot  
für nichts als einen Gotteslohn.

Was übrigbleibt, stinkt in der Welt  
herum und hat ein dickes Fell.

Wir hätten gern zu Geld gemacht  
das Fell von Meister und Gesell:

Sie sagten, daß man uns auf tausend Schritt  
schon riechen kann, es gäb hier nichts zu erben,  
und was man uns vom Brot abschnitt,  
das war zu viel für ihrer Drei zum Sterben.

¶ Der Wein ist teuer, und zu dritt  
ein Bett im Wirtshaus ist es auch.

Im Beutel ging die Laus nur mit,  
das Geld lag längst verfault im Bauch.

Da kamen drei Soldaten her  
mit einem roten Stern am Hut.

Die sagten: ei, für das Gewehr,  
da seid ihr alle drei noch gut.

Wir aber rochen schon auf tausend Schritt  
den Höllenpfuhl, da gab es nichts zu erben.  
Denn wo im Feld die rote Sichel schnitt,  
da waren Männer nie genug zum Sterben.

## Die Ballade vom Wohlergehn auf dieser elenden Welt . . .

¶ Er hat ein Bett, und hat auch Feuer im Kamin  
und manchmal reitet hin und her auf seinen Knien,  
die reizende Marie. Von wegen jener Glut  
sind beide splitternackt; wozu auch nicht?!  
Der süße Wein, der Hetzhund, jagt ihr Blut  
zum letzten Schwung. Sie tuns bei Licht  
und fragen nicht, was morgen wird geschehn;  
Nur wer im Heute lebt, dem wird es wohlergehn.

¶ Auch Franz Villon hat sich noch nie ein Bein  
aus seinem Leib gerenkt: ein Christ zu sein,  
viel weniger noch um einen Bissen Brot  
die Hände sich beschmutzt; ich danke sehr!  
Es kommt die schwarze Pest und Hungersnot  
auch ungerufen zu den Menschen her.  
Ich frage nicht, woher, wohin die Winde wehn;  
Nur wer im Heute lebt, dem wird es wohlergehn.

¶ Da lieg ich mit dem Bauch so tief im Blaubeerkraut,  
wo sich der Fink sein Hochzeitslager baut,  
auf daß vom Baum nicht weit der Apfel fällt.  
Und in dem Apfel wohnen schon die Würmer drin,  
damit er nicht zu lange sich am Stengel hält,  
und dabei kommt der Spruch ihm in den Sinn — :  
Mensch, frag nicht lang was morgen wird geschehen,

nur wer im Heute lebt, dem wird es wohlergehn.

¶ Es geht auf dieser grauen Elendwelt  
wohl gar nichts ohne Sorgen um das Geld.  
Vom trocknen Brot bekommt man Wind im Darm.  
Doch wenn man Wildpret frißt und sich mit Wein  
die Schläuche füllt, und hinterher noch ein  
vergnühtes Weibchen hält in seinem Arm,  
dann kann die Welt getrost zugrunde gehn,  
nur wer sie nicht mehr nötig hat, dem wird es wohlergehn.

Eine nette Ballade,  
die Villon dem König aus der Verbannung sandte

¶ Ich, Franz Villon, ein Dichter und Vagant,  
Franzose und verbannt aus meinem Vaterland:  
mich kitzelt der Geruch der großen Stadt,  
ich brauche Raum, und habe nicht einmal  
für meinen Kopf ein Futteral.

Ich hab den Hetzhund endlich satt,  
der mich durch die verfaulten Wälder treibt.  
Ich bin ein ganzes Jahr schon unbeweibt.

¶ Du aber weißt, wie reißend mich das Blut bewegt,  
wie mein Gehirn durch alle Himmel fegt,  
ich hab dir mehr als einen Reim geschenkt,  
da war noch Würze drin und Salz.

Jetzt klebt ein Schandfleck rot an meinem Hals,  
und wer mich fängt und henkt,  
streicht hundert Golddukaten ein;  
soll das mein Leben lang dein Wille sein?

¶ Sieh her, ich trage auf der grauen Haut  
nur diesen Rock; der ist geklaut  
und stinkt nach Muff und Mottenfraß.  
Sieh her, am Knie ein Loch: so groß  
wie eine Faust... Wer bin ich bloß,  
daß ich zu Mist und Aas  
verdamm't bin? Ich, Villon aus Groß-Paris,

Professor einst, und Herr vom goldnen Vließ.

¶ ... mein Bruder, hör: wozu bist du so stolz  
auf einen Thron gesetzt, wenn du wie Holz  
dich anfühlst und nicht schreist:

„Schafft den Villon mir her, zieht ihm ein Kleid  
von Seide an. Ist höchste Zeit,  
daß die Durchlaucht mit mir zu Abend speist!“  
... mein Bruder, hör, ich hab nur Wind im Darm,  
und bin, wie keine Laus, so arm.

Untertänigste Nachschrift

¶ Auch so ein König neigt zuweilen sich  
zu seinem Untertan herab, und denkt wie ich:  
daß alle Menschen groß und klein  
am Ende sollen Brüder sein.

Nachbildung einer  
Textseite der I. Ausgabe.  
Paris 1489.



**Cōment vilson voit a son aduis la  
belle heaulmiere soy cōplaignant.**

**Aduis mest que ioy regretter  
La belle qui fut heaulmiere  
Soy ieune fille souhaicter  
Et parler en ceste maniere  
Ha Vielleffe felonne et fiere  
Pour quoy mas si tost abatue  
Qui me tient qui: que ne me fiere  
Et que ace coup ie ne me tue**

## Die Jammerballade von einer alten Klempnersfrau

¶ Nun spitzt mal eure Ohren und hört zu,  
was eine alte Frau euch zu erzählen hat,  
bevor sie wie ein abgewelktes Blatt  
dort unten fault, wo jeder seine Ruh  
und seinen Frieden finden wird, wenn er  
nicht mehr die Beine heben kann.

Es sind schon mehr als hundert Jahre her,  
daß ich geschlafen hab bei einem Mann.

¶ Die kleine weiße Hexe da, das junge Ding,  
ist schuld, daß ich so runzlig bin.

Denn ehe ich dies Lustgeschenk empfang,  
da war mein Haar noch nicht so grau, mein Kinn  
noch nicht so spitz. Auf meine weiße Haut  
fiel jeder Mann herein. Ich war nicht faul  
mit meiner Gunst. Ich ritt auf manchem Gaul,  
der lief zum erstenmal mit einer Braut.

¶ Und habe manchem auch mein Hinterteil  
gezeigt, den ich nicht leiden konnte, weil  
er mir nicht reich genug erschien und stark.  
Und bin doch reingefallen auf ein Aas,  
das außer seinem Bart nur einen Quark  
besaß, und mir vom Brot die Butter fraß.  
Ich werde heute noch ganz rot vor Scham,

daß er mich nur der Gelder wegen nahm.

¶ Wie hat er mich herumgeboxt und schikaniert  
und jede Tollheit mit mir ausprobiert.

Gerochen hat er wie im Pferdestall  
ein Haufen Mist. Und wenn ich ihm den Mund,  
vor Ekel und in meiner Wut, ganz wund  
gebissen habe, warf der grobe Hund  
mich an die Wand wie einen Gummiball.

Jetzt hab ich selber kaum ein Brot, mich satt zu essen,  
das werd ich ihm mein Lebtag nicht vergessen.

¶ Er ist schon über dreißig Jahre tot  
und ließ mich hier zurück in meiner Not,  
mit meiner welken Haut im grauen Haar.  
Wenn ich im Spiegel manchmal mein Gesicht  
betrachte, denk ich oft: das bist du nicht!  
Und doch ist dies Gesicht so sonnenklar  
mein Ebenbild... Ich könnte mich zerreißen  
und den verfluchten Spiegel kurz und klein zerschmeißen.

¶ Von meiner Schönheit ist nicht eine Spur  
mehr da, von meinen Brauen, wie der Sichelmond  
so schön gewölbt, und von der Perlenschnur  
der Zähne, von den Augen, glutbewohnt,  
von meinen Lippen, feucht und feuerrot  
wie die Korallen, die das Meer bespült,  
von meinem Haar, das sich noch weicher fñhlt  
wie Seidenzeug aus dem Chinesenland.

¶ Von meiner Schultern hellem Elfenbein,  
von meinem Hals, wie Schwanenflaum so weiß,  
und dann die kleinen Brüste, mein  
verliebttes Apfelpaar, so glühendheiß,  
daß jeder Feuer fing, wenn er sie sah.  
Dazu die schlanken Hüften und der Bauch  
mit seiner kleinen Muschel da  
im schwarzen Rosenstrauch?

¶ ... dahingewelkt wie ein Kartoffelfeld,  
verrunzelt Stirn und Doppelkinn,  
von Blatternarben böß entstellt  
bis zu den abgegriffnen Brüsten hin.  
Die hängen auf dem Lumpensack,  
auf meinem grauen Bauch herum.  
Ach Gott, wie hat das Männerpack  
mich stumpf gemacht und wurzelkrumm.

¶ Da kraucht man wie ein Wurm daher,  
als wär der Buckel hundert Zentner schwer.  
Und hockt am Ofen, starrt ins Feuerloch  
und denkt an all das Böse auf der Welt,  
und daß uns aus dem schweren Joch,  
von diesen Hungertänzen um das bißchen Geld,  
der Herr erlösen möchte... Ja!  
Wir armen Fraun, wozu sind wir noch da?!

## Die Ballade von einem netten kleinen Barbier

¶ Er war, wie ich, sagt man, ein Bösewicht.  
Ich aber sage euch: das gibt es nicht,  
daß noch ein anderer so berühmt sein kann  
wie ich. Ihr tut ihm Unrecht, dem Barbier.  
Er war in jedem Fall ein Edelmann  
und gab statt drei Dukaten, lieber vier,  
wenn er an einem Mädchen seine Freude fand,  
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

¶ In seiner Jugend hatte er nur das,  
was er beim Baden sah im Spiegelglas.  
Im Sommer war der Wald sein Nachtmahl,  
und nährte ihn mit Wurzelwerk und Tau.  
Und auch im Winter war es ihm egal,  
ob er im Fuchsloch oder Ziegelbau  
für seinen Kopf ein warmes Lager fand,  
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

¶ An einem breiten Fluß sah er ein Schiff  
gestrandet wie auf einem Felsenriff.  
Er hat es flott gemacht und wollte gleich  
ins weite Meer hinaus, und fand sie nie,  
die grüne Insel auf dem großen Teich,  
nur Wind, der wild nach seinem Leben schrie,  
weil er den Kniff beim Segeln nicht verstand,

der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

¶ Auch das erfuhr er früh, daß in der Stadt nicht jeder gleich ein stolzes Reitpferd hat.

Da wurde er der letzte Knecht im Stall und hat sich den Betrieb erst angesehen, und konnte gleich dem ersten Sündenfall in seiner armen Haut nicht widerstehn, weil er das Stehlen ganz natürlich fand, der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

¶ Und als er immer kühner wurde, und auch mit dem Messer stach, der freche Hund, hat ihn der Club zum Hauptmann auserwählt.

Da war er im lateinischen Quartier wohl nur zum Schein ein hurtiger Barbier und hat die Männer alle abgekehlt, die man am Fluß mit leerer Tasche fand, der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

¶ Und als er seinen Lohn dafür bekam, und hängen sollt am Platz von Notre-Dame: da haben sich die Frauen aus der Stadt zum Bürgermeister auf den Weg gemacht und taten schließlich auch das Feigenblatt noch ab, und sagten, daß er jede Nacht bei ihnen war, der da beim Henker stand, der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

¶ Da hat der Rat ihm nur das Fleisch verbrannt

mit einem Schimpf, und in den Wald verbannt.  
Und wenn ihr glaubt, daß er schon längst vor Qual  
verhungert ist, habt ihr noch immer nicht  
gemerkt, daß man im Wald auch ohne Licht  
die Haselnüsse pflücken kann, zumal  
er diese Liebe noch viel schöner fand,  
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

## Die Ballade

### von den Mädchen, die keinen Mann mehr finden

¶ Sie haben alle eine Nacht mal ohne Hemd  
so fleischern weiß und aufgeschwemmt  
im Gras gelegen.

Und haben da in solcher Nacht  
den Mann um seinen Schlaf gebracht;  
sie wußten wohl weswegen.

Das war im Sommerjahr ihr schönster Traum,  
denn winters grünt im Wald kein Pflaumenbaum.

¶ Im Pflaumenbaum da sang die Nachtigall  
noch manchesmal das Lied vom Sündenfall.

Und oben bei den Schafen,  
da stand ein fetter Mond und ließ  
den Knaben, der so schön die Flöte blies,  
die ganze Nacht nicht schlafen.

Er hat wohl an das Kind, das kommt, gedacht  
und sich am Morgen aus dem Staub gemacht.

¶ Da banden sich die Mädchen einen Kranz ins Haar  
und klopfen an bei Jesu Engelschar,  
daß er sie von den bösen Schleichen  
im Männermeer erlöse für und für.

Doch Petrus stand mit seinem Sarraß vor der Tür  
und zeigte auf den See; da schwammen sie, die Leichen,  
da schwammen viele Kinder aus der Pflaumenzeit

und taten dem Gewürm so leid.

¶ Sie tragen jetzt ein schwarzes Witwenkleid  
und auf ihr Haar der böse Winter schneit,  
die ganze Nacht brennt in der Kammer Licht  
und aus dem Spiegel grinst ein Tiergesicht.  
Da möchten sie das Bild zerschmeißen.  
Doch Glück und Glas das reimt sich nie  
auf Pflaumenbaum und Zitterknie.

### Zur Tröstung

höre man diesen Vierzeiler noch :

... auch Pflaumenbäume wachsen ihre Zeit  
und welken hin und werden abgehaun.  
Was in der Früh noch trug ein Purpurkleid,  
fault abends schon im schwarzen Dreck am Zaun.

La mort par femme  
 A moy, un beau! les vains tendu  
 Quel enfler la rose me ho.  
 Venir de la mort! ou, son most tendu.  
 De yte femme, qui tant et tendu  
 polz, sans les proume,  
 Confusion d'ore, manie arrouder  
 ex/ ou tout des aller et route

### Ballade

Dites, moy ou, un quel pays  
 est flora la belle femme  
 d'occypadit, m' h'art  
 qui fut sa contine germane  
 E que parlant que b'ny on manie  
 de s'ne l'incor au fin osting  
 qui brante oust trop plus d'humour  
 Mais en soit les moigt d'antay

On est l'atort sage oleye  
 pas en d'artique fur et j'nt moyne  
 p'our et baillade la s'ant d'ours  
 pour s'ny amons oust desce ost'our  
 Combl'adit on est la s'ny  
 qui demanda d' h'ard d'inday.  
 fust g'our on v'ny par on s'ny  
 Mais en soit les moigt d'antay

La s'ny blonde d'our h'y  
 qui d'antou aboye l'f'ourne  
 d'our au grant per d'antouph'p  
 h'ouramburgit, qui fut le manie  
 et j'ourant la femme boirant  
 quing'lar d'our d'our a s'ny  
 et d'ist la belle d'our  
 Mais en soit m'

Nachbildung einer  
 Manuskriptseite

Eine nette kleine Ballade,  
die Meister Villon, als er dringend Geld brauchte,  
dem Herzog von Burgund überreichen ließ :

... mein sehr verehrter Landesherr — : zuvor  
ergebenen Gruß. Ich bin zwar kein berühmter Mohr,  
kein Kardinal und kein Minister, oder so.  
Ich heiße kurz: VILLON. Mein Weib geht auf den Strich  
und ich: ich schreibe manchmal ein Gedicht; (d. h. für mich  
privatim nur.) Ansonsten bin ich froh,  
wenn mir kein Paster, dems nach meiner Seele juckt,  
auf die polierten Stiebel spuckt.

¶ Nun ist nach einer netten kleinen Sauferei,  
am Hafen unten, jemand, dem ich ein Geweih  
auf die gesalbten Locken setzte, obendrein  
noch frech geworden mit Pistol und Schwert.  
Da habe ich mich eben notgewehrt  
und stach es einfach ab, das Schwein.  
Nun soll ich hier in diesem Affenstall  
den Lohn empfangen für den Sündenfall.

¶ Mir ist es wirklich scheißegal, wo ich  
verrecken tu. Nur das ist widerlich,  
daß man kein Geld im Beutel hat.  
Ich hänge sozusagen in der Luft  
und werde hin und her gepufft  
wie ein verschrobnes Brombeerblatt.

Kurzum, mein Herr, es liegt in deiner Macht,  
wenn der Villon mal wieder freundlich lacht.

¶ Ich habe wohl noch nie ein Menschenkind  
um Gelder angepumpt. Die meisten sind  
mir viel zu ordinär dazu. Doch du wirst diese Ehre schon  
zu schätzen wissen... dachte so an fünfzig Pfund  
in Gold. Ich zahl natürlich, wenn mich Gott gesund  
aus diesem Loch entläßt, und der Gendarm mich um den Lohn  
nicht etwa noch betrügt, das Doppelte zurück.  
Als Pfand vermach ich dir den Galgenstrick.

### Notwendige Nachschrift

¶ Was tut son armes Luder nicht, wenn ihm  
der Arsch mit Grundeis geht. Da schmeckt ihm selbst der Priem  
nicht mehr. (Sofern er den noch hat!) Nun weißt du, lieber Baas,  
was den Villon bedrückt. Er hat dir oft sein schönstes Lied  
umsonst verehrt. Und wenn er jetzo niederkniet  
um die paar Pfund... denkst du, es macht ihm Spaß,  
du Hund?!

Die Ballade  
von der ewigen Unzufriedenheit

¶ Wenn euch ein schönes Weib den Kopf verdreht,  
laßt ihr den Spaß; wie schnell ist das verweht,  
was vorne schmeicheln will und hinten kratzt.  
Man muß sie nehmen, wie sie eben sind,  
und wer sich wehrt, der ist erst recht verratz  
und bleibt sein ganzes Leben lang ein Kind  
wie in Jerusalem der Salomo,  
der war mit hundert Frauen noch nicht froh.

¶ Der Orpheus war gewiß kein Hasenfuß,  
als er von seiner Freundin ohne Gruß  
in schwarzer Nacht zur Hölle niederfuhr.  
Jedoch Narziß, der schöne Spiegelheld,  
der hat sich selber wohl ein Bein gestellt  
von wegen der betrunkenen Natur.  
Liebst du dein Fleisch im Leben ebenso  
wie der Narziß, dann stirbst du auch nicht froh.

¶ Sardanapal, der trank nur Honigwein  
und wollte gar zu gern ein Weibsbild sein;  
mit seinen Mägden hat er Nacht für Nacht  
den Flachs gedreht und wurde fett dabei.  
Auch David hat, wer weiß wie viel, Geschrei  
um eine Dame Bathseba gemacht,  
nur weil er einmal ihren Pipapo

gesehen hat...

und wurde doch nicht froh.

¶ Zuletzt hat auch Villon schon mancherlei erfahren, was wohl mit der Liebe sei.

Er war zum Beispiel in Margot verknallt,  
die liebte ihn mit Lüge und Betrug

und lockte ihn in einen Hinterhalt,

wo man ihm alle Knochen blutig schlug.

Da lag er wie ein Frosch im faulen Stroh

und wurde nie mehr seiner Liebe froh.

¶ Es ist schon besser, wenn man unbeweibt  
wie eine Nuß den Fluß hinuntertreibt.

Die Weiber haben alle einen Dreh

und wer von euch darüber anders denkt

und für ein Schäferspiel sein Geld verschenkt,

der wird, wo es am tiefsten ist im See,

ersäuft... das Leben ist nun einmal so;

es macht uns nur von außen manchmal froh.

Die Liebes-Ballade  
für ein kleines Zigeunermädchen namens Leylah

¶ Als man mich verstieß ins Unbekannt,  
warst du, schwarzes Tier, mein Vaterland.  
Leg mir deine Wurzelhand aufs Haar,  
schenk mir deinen roten Muschelmund:  
daß ich herrenloser Straßenhund  
wieder weiß, was ich vor Jahren war,  
Dichter manchmal, manchmal auch Soldat,  
den die Welt wie einen Wurm zertrat.

¶ Viele Tiere sind mit rotem Blut  
durch mein Ich geschwommen, bis die Flut  
überlief von mir. Wer kann dafür,  
daß er nicht in jeden Stiebel paßt?!

Wenn ich jetzt den Menschen so verhaßt  
und veregelt bin wie ein Geschwür —:  
Kleines schwarzes Luder du, komm her  
deine Liebe wiegt jahrtausendschwer.

¶ Waisenkinder sind wir beide jetzt,  
angespien und herumgehetzt.  
Aber unser Blut ist noch so rot,  
daß wir tanzen müssen, wenn es wild  
durch die Adern rinnt, und, nie gestillt,  
uns im Traum noch quält bis auf den Tod.  
Bei dem lauen Wind der Mitternacht,

hab ich dir im Kraut ein Bett gemacht.

¶ Sieh, jetzt kommt aus dem Holunderstrauch  
schon der Mond und will auf deinem Bauch  
auch einmal die Nacht zu Hause sein.

Gib ihm ruhig alles hin was du  
auf dem Leibe hast... Villon sieht zu,  
wie du in dem blanken Silberschein,  
in den weißen Anemonen da,  
schöner aufblühst, Stern von Afrika!

¶ Stern, der mir noch manche Sommernacht  
leuchten möchte, mir zum Glück gemacht.

Über uns ist nur das Laub erbaut  
mit den weißen Lämmerwolken drin.  
Und das Gras, das reicht uns bis zum Kinn,  
bis auch unsere Leiber sich zu Kraut  
schon verwandelt haben... hier im Wald:  
du und ich schon ein Jahrtausend alt.

¶ Hier von aller Kümmeris entflohn,  
ist auch dieser Wald ein Gottessohn,  
der die Hände uns zusammenlegt.

Und wie manchmal aus dem grauen Staub  
aufgehoben wird das rote Laub:  
treiben wir, vom Morgenwind bewegt,  
durch die breiten Flüsse in das Meer,  
wo kein Grund mehr ist und keine Wiederkehr.

Die Zuhälter-Ballade  
von Villon und seiner dicken Margot

☐ Da regen sich die Menschen auf, weil ich  
mit einem Mädchen geh, das sich vom Strich  
ernährt, und meine Wenigkeit dazu.  
Ich hab die kleine Kröte schrecklich gern,  
bürst ihr die Kleider, putz ihr auch die Schuh,  
damit die Offiziers und Kammerherrn  
sich wie im Himmel fühlen,  
in dem Kabuff, in dem wir beide wohnen.

☐ Ich bleibe immer vornehm und diskret  
und warte, bis die Kundschaft wieder geht.  
Dann zähl ich schnell die blanken Taler nach  
(und wehe dir, Margot, wenn einer fehlt!)  
und frag, was ihr der Herr noch sonst versprach.  
Zuweilen wird auch einer abgekehlt,  
weil er sich heimlich drücken wollte  
aus dem Kabuff, in dem wir beide wohnen.

☐ Mitunter nag ich auch am Hungertuch  
bei meinem schwarzen Schwan, wenn der Besuch  
ins Stocken kam. Natürlich hat sie schuld  
und muß jetzt Wäsche, Schmuck und Seidenkleid  
versetzen gehn. Mein Gott, die schönste Huld  
hört auf, hat man kein Geld zur rechten Zeit.  
Ich muß ihr oft das Fell versohlen

in dem Kabuff, in dem wir beide wohnen.  
¶ Dann hat sie mich so lieb wie vorher nie  
und schnurrt und wetzt ihr Maul an meinem Knie.  
Ein Glück, daß ich noch auf der Höhe bin  
und ihr ein Liedchen trillern kann,  
wies alle hundert Jahr nur einem Mann  
so gut gerät. Es hat auch wenig Sinn,  
mit seinem Überfluß zu geizen  
in dem Kabuff, in dem wir beide wohnen.

**Und dieses Anhängsel  
zur freundlichen Aufmunterung:**

¶ Nun merkt es euch, wenn ihr für eine Nacht  
ein Mädchen sucht, das alles mit euch macht — :  
Ihr Herrn, dann seid ihr uns willkommen  
in dem Kabuff, in dem wir beide wohnen.

## Die Räuber-Ballade vom roten Coquillard

¶ Mit seinem alten Hut schief im Gesicht,  
und mit dem Messer in dem Gürtel drin  
und auch nicht immer ganz im Gleichgewicht:  
(das kam vom Rum und dem verfluchten Gin)  
Das war Pierre, der rote Coquillard,  
der führte die Soldaten an der Nas herum.  
Und weil er überall und nirgend war,  
da nahm ihm das Gericht die ganze Sache krumm.

¶ Er konnte keine Hure weinen sehn  
und nahm sie mit, wenn er zum Fischen ging.  
Nur in die Kirche ließ er sie alleine gehn  
und drehte irgendwo ein neues Ding.  
Doch hat er keinem Armen was geraubt,  
weil er nur scharf auf Taler und Dukaten war.  
Und wer euch diesen Spruch nicht glaubt,  
dem sagt: das war Pierre, der rote Coquillard.

¶ Und als er unser Räuberhauptmann war  
mit dem Gesicht voll Narben kreuz und quer  
und auf dem Schädel keine Spur von Haar:  
da wurden uns die Taschen nicht mehr leer.  
Da waren wir die Herren in der Stadt  
und tanzten jede Nacht in der Matrosenbar.  
Und wenns die Polizei erfahren hat,  
dann war er nicht mehr da, der rote Coquillard.

¶ Sie sagten, daß es in der ganzen Welt  
nicht einen Schurken gäbe, der ihm gleicht.  
Und haben sich für unser gutes Geld  
den faulen Bauch gehörig aufgeweicht.  
Das hat dem Henker längst nicht mehr gepaßt,  
er saß allein im Wald bei seiner Rabenschar.  
Da lud er selber sich bei ihm zu Gast  
so, wie er war, Pierre, der rote Coquillard.  
¶ Er hat das scharfe Richtbeil angesehen  
und auch das Rad, da war der Wurm schon drin.  
Da wollten ihm die Augen übergehn,  
das kam vom Rum und dem verfluchten Gin.  
Und ließ sich ruhig binden mit dem Strick,  
weil auch der Henker nur ein armer Schlucker war.  
Und als er ihm entzwei brach das Genick,  
da war einmal Pierre, der rote Coquillard.

## Das kleine Testament (Bruchstück)

### I

¶ Im Jahre fünfundzwanzig meines Lebens, als ich noch sehr rüstig auf den Beinen war und durch die Landschaft fuhr, nicht wie ein üblicher Scholar, der heute betteln geht und morgen schon im Loch bei Brot und Wasser brummt... o nein! Villon war auch in diesem Falle zwar kein Tugendheld. Doch hat er sich noch nie mit einer Pulle Wein zum Abendbrot begnügt; er nahm auch Reisegeld.

### II

¶ In diesen fetten Erdenjahren also, kam mir eines Tages das Gefühl, daß ich wohl doch den dicken Trennungsstrich einbrennen muß in mein Bisher, und ohne Gram von manchem Abschied nehmen, was sehr nett und friedlich war. Es hat auch keinen Sinn, wenn man in jedem Winkel gleich sein Bett aufschlägt und sich den Sauerkohl rasiert vom Kinn.

### III

¶ Kurzum: am warmen Herd zur Winterszeit, warf ich mich in die Heldenbrust und sagte, Franz, nun sei gescheit und tu, was du nach Gottes Ratschluß tun mußt. Streif ab den güldenen Fingerring

und sag der Kleinen, wo der Schuh dich drückt.  
Und weint am Ende gar das dumme Ding  
und meint: du seist verrückt,

IV

¶ ... so hau ihr eins, und wenns nicht langt, auch zwei.  
Sie hat dich nie mit Zuckerbrot verwöhnt.  
Und lagst du mal des Nachts, du Luder, bei  
der andern Frau, dann hat sie dir die Ohren voll geklönt.  
Ich habe diese Freundschaft gründlich satt.  
Am besten bleibt man unbeweibt  
und lebt dahin, wie an dem Weidenbaum ein Blatt,  
das abfällt und im Wasser weiterrreibt.

V

¶ Ich habe wirklich allen Grund,  
die alte Liebe endlich abzubaun.  
Nur ihretwegen hat mich ein verfluchter Hund  
mit seinem Säbel grün und blau gehaun.  
Ich habe mich gewehrt und biß ihm flott  
die Nase ab. Doch sie,  
die hinterlistige Marie,  
lag hinterm Busch und lachte sich kapott.

VI

¶ Ich habe jetzt für alle Zeit genug von ihr  
und fordere Gerechtigkeit.  
Ich bin noch lange nicht ihr Trampeltier,  
auch wenn sie nächtelang nach meiner Liebe schreit.

Die weiße Larve lügt, wenn sie mich küßt,  
und wenn ich glaube, daß sie mich mit ihrer Liebe meint,  
schmeckt ihr Gebiß schon längst ein anderes Gelüst  
und sagt: das ist doch gar nicht so gefährlich, wie es scheint!

VII

¶ Verdammt! Sie hat mich dem Gericht  
verraten um ein Silberstück.

Die Narbe quer durch mein Gesicht,  
auch die verdank ich ihr, und kann vom Glück  
noch sagen, daß ich nicht das Augenlicht dabei verlor.  
Wer weiß, ob morgen nicht mein Frühstückswein  
mit Gift veredelt ist, damit ich Tor  
herniederfahr zu Wurm und Stein.

VIII

¶ Was bleibt mir anderes noch zu tun,  
als abzureisen Knall und Fall.

Vielleicht erblüht mir bald ein neues Huhn  
in einem Bauernstall,  
vielleicht auch reise ich mit einem Ruderboot  
nach Samarkand,  
und nähre mich von Affenbrot  
und werde Elefant.

IX

¶ Ich habe zu den wilden Tieren immer schon  
mich hingesehnt. Ich habe, als der Herr mich schuf,  
aus einem grauen Haufen Ton,

vielleicht den Sammelruf  
der Dromedare nicht gehört.

Als Löwe hätte ich wahrscheinlich längst  
mein Glück gemacht im Mohrenland  
und fräße nur das Herz von einem Steppenhengst  
und hätte immer neue Freuden an der Hand.

#### X

¶ Zum Beispiel einen grünen Wiesenstrich  
mit Kletterbäumen leichter als der Wind.  
Und mit der weißen Wolke flöge ich  
so hoch wie die Gestirne sind.  
Auch in den Flüssen lebt es sich nicht schlecht,  
mit nacktem Leib so braun wie Wachs,  
da möcht man sein ein schlanker Hecht,  
ein Haifisch oder besser noch ein Lachs.

#### XI

¶ Die Menschenart hat sicher ein Jahrtausend noch  
Besitzrecht an der Welt.  
Dann klafft ein großes Hungerloch  
und nichts bekommt man mehr für Geld.  
Auch die Dukaten, die der Staat  
auf meinen Kopf hat ausgesetzt:  
es lohnt nicht, daß man für das bißchen Draht  
auf meine Spur die scharfen Hunde hetzt.

#### XII

¶ Es ist nur schade für die Zeit, die ihr versäumt.

Denn mit dem Sack, auf den ihrs abgesehen habt,  
hat längst der Hunger aufgeräumt.

Ich war noch nie so ausgelaugt und abgeschabt.

Ich lobe die Kartoffeln, denn sie sind  
in diesem Jahr so gut geraten, wie noch nie.

Ich freu mich, wenn sie braten, wie ein Kind,  
und spüre kaum die Stiche in dem steifen Knie.

### XIII

¶ Auf alle Fälle hat Villon sein Testament gemacht,  
es ist, wie schon gesagt, nicht viel, was von ihm übrig bleibt,  
jedoch genug, daß sich die Welt ins Fäustchen lacht  
und eine Schmähschrift schreibt.

Das schönste Stück jedoch, mein Herz in Gold,  
hab ich für meine Mutter reserviert.

Man lege es ihr steuerfrei und unverzollt  
so um den Hals, daß sie's in Ewigkeit nicht mehr verliert.

### XIV

¶ Auch wenn mein Leib schon längst zerfressen ist  
mit einer Schar von Würmern drin,  
am Ende denkt man doch: wo du nicht bist,  
Herr Jesus Christ, lebt man nur wie ein Vieh dahin.

... in diesem Sinn, ihr Freunde, Gute Nacht!

Wie leicht hat man sein bißchen Leib  
für eine kleine Stunde Zeitvertreib  
mit Wein und Weibern durchgebracht.

Eine Bettel-Ballade  
für meinen armen Bruder Jean Cotart

¶ Mein lieber Noah, weil von dir der Wein  
erfunden ward, und du, Gevatter Loth,  
weil du in großer Not  
zu deinen Töchtern stiegst ins Bett hinein,  
wovon du heut noch ganz verbiestert bist,  
ihr beiden Musterknaben, hört mal bitte zu:  
da starb vor einiger Zeit der gute Christ  
Johann Cotart. (Gott schenk ihm seine Ruh!)

Ach, nehmt ihn auf, in eurem Skatverein,  
er war, weiß Gott, kein schwarzes Schwein.

¶ Er hat nur leider viel zu früh ins Gras  
gebissen... war noch nicht beim letzten Glas  
und bei der letzten Freude angelangt.

Wenn ich ihn sitzen sah mit seinem Kürbisbauch,  
das Maul verwachsen fast mit dem Champagnerschlauch:  
dann hat vielleicht die Welt geschwankt,  
doch Jean Cotart, der schwankte nie.

Der zog nur, wenn der Wein zu krätzig war,  
den Kellermeister übers Knie  
und ließ ihm fühlen das verpfuschte Traubenjahr...

Ach, nehmt ihn auf, in eurem Skatverein,  
er war, weiß Gott, kein schwarzes Schwein.

¶ Nur wenn er seinen Rausch im Wald ausschlieff,

dann ging ihm alles krumm und schief,  
aus allen Löchern kam es her,  
das Lausepack  
und drosch ihn aus wie einen Habersack !  
das war verdammt kein Freudenfeuer mehr...  
Er rieb sich bloß die Krätze von der Haut  
und hatte wieder eine neue Braut...  
Ach, nehmt ihn auf, in eurem Skatverein,  
er war, weiß Gott, kein schwarzes Schwein.  
☛ Es gibt von dieser Menschenart,  
ich schwöre es beim Bart  
des heiligen Propheten Mohammed,  
nicht allzuviel. Die meisten haben weniger Hirn,  
dafür ein kapitaless Brett  
vor ihrer Stirn.  
Ich habe Jean Cotart, so, wie er ging und stand,  
geliebt, ich gab ihm meine Bruderhand...  
Ach, nehmt ihn auf, in eurem Skatverein,  
er war, weiß Gott, kein schwarzes Schwein.

Vierzeiler,  
den Villon unter sein Todesurteil schrieb

¶ Ich bin Franzos, was mir verdammt nicht paßt,  
geboren zu Paris, das klein und häßlich unten liegt.  
Ich hänge nämlich meterlang von einem Ulmenast  
herab und spür am Hals: wie schwer mein Podex wiegt.

Eine Ballade  
vom Appell Villons an den Reichstag

¶ Als man den Galgen mir hat zudikiert,  
da hab ich an den Reichstag appelliert.  
Denn jedes Tier, das hier auf Erden kraucht,  
hält seinen Kopf nicht zum Vergnügen still,  
wenn ihm ein Bösewicht ans Leder will;  
da wirst du ganz gehörig angefaucht.  
Und ich, ich soll in diesem kalten  
verfluchten Hundeloch den Schnabel halten ?  
¶ Wär ich ein feiner Herr in Gold und Samt,  
dann hätt mich kein Gericht zu der Tortur verdammt.  
Ich habe oft für einen guten Witz  
mich in den Dreck aufs Hinterteil gesetzt.  
Doch wenn der Henker jetzt mein Fleisch zerfetzt  
mit Schrauben, und mit Nadeln lang und spitz,  
an Ketten, die mich in der Schwebe halten:  
da soll ich mäuschenstill den Schnabel halten ?  
¶ Und hätte ich im Kopf nur Häcksel drin,  
und wär ich dümmer noch, als ich schon bin:  
den Schädel soll man mir in Stücke haun,  
wenn ich nicht mit dem letzten Atemzug  
noch protestier, daß man mich grundlos schlug.  
Und wenn der Henker winkt, und wie ein Zaun  
Soldaten ihre Eisenlanzen halten:

soll ich da wie ein Stein den Schnabel halten?

### Notwendige Nachschrift

¶ Ihr seht: ich habe nicht vorbei gezielt  
mit meinem Wisch. Denn hätte ich verspielt,  
wär schon ein Strauch aus meinem Bauch  
herausgewachsen, oder Bitterlauch.  
Drum soll man nie vor den Gewalten  
der Hohen Obrigkeit den Schnabel halten.

## Eine Ballade von den Galgenbrüdern

### I

¶ Ihr Brüder, seht, hier werden wir gehenkt,  
ist keiner da, der uns sein Mitleid schenkt?  
Gott wird es euch vergelten mit dem Gold  
der Ewigkeit, wenn ihr uns nicht mehr grollt.  
Seht her, hier baumeln wir: fünf Kameraden,  
und wenn wir auch den Leib noch in der Sonne baden,  
den fetten Leib, genährt mit Fleisch und Weizenbrot:  
bald frißt uns auf mit Haut und Haar der Tod.  
Verspottet nicht dies elende Geschick,  
Gott wird uns bald in Jesu Namen  
erlösen von dem Galgenstrick,  
von allem Übel, Amen!

### II

¶ Wir hängen hier für die Gerechtigkeit  
und daß ihr unsere Brüder seid: verzeiht!  
Nicht jeder auf der Welt hat kaltes Blut,  
nicht jedem tut das faule Leben gut.  
Seid nicht erbost auf unsere Sünden  
und bittet Gott, daß wir in seinen Schoß einmünden.  
Seht, wie der Tod uns schon an den Kragen fährt,  
seht, wie sein Griff uns schon am Halse schwärt.  
Verspottet nicht dies elende Geschick,  
Gott wird uns bald in Jesu Namen

erlösen von dem Galgenstrick,  
von allem Übel, Amen!

III

¶ Der Regen hat den Kopf uns blank rasiert,  
seht, wie uns in der Sonne bitter friert,  
wie uns die Raben Stück für Stück vom Bauch  
mit ihren spitzen Schnäbeln hacken, und wie auch  
die Elstern nicht mehr faul nach unseren Därmen sind.  
Wir schaukeln hin und her im Abendwind  
wie Äste, die voll roter Äpfel hängen,  
wir sind im Nebel schon wie blauer Rauch zergangen.  
Verspottet nicht dies elende Geschick,  
Gott wird uns bald in Jesu Namen  
erlösen von dem Galgenstrick,  
von allem Übel, Amen!

**Und ganz zuletzt  
möge man diesen Stoßseufzer noch hören :**

¶ Herr Jesu, der du Gnade ausschenkst allen :  
errett uns aus des Teufels Höllenkrallen.  
Ach, der fährt gut, der früh am Leben hängt  
und nicht wie wir vom Strick so eingezwängt.  
Wann wohl wird unser Herz erlöset sein ?  
Ihr Brüder, bittet Gott : er möge uns verzeihn !

**Eine kleine Ballade  
von der Mäusefrau, die in Villons Zelle Junge  
bekam**

☐ Es schwamm der Mond in mein Gemach hinein,  
weil er da draußen so allein  
im Schneefeld bei den schwarzen Bäumen stand.

Ich habe ihm ein Kissen hingerückt,  
damit er ruhen konnte, und er tats beglückt  
sich untern Kopf. Ich legte ihm die Hand  
schnell auf die Augen, und da schlief er auch.  
Mich aber plagte schlechte Luft im Bauch.

☐ Sie plagte mich, bis eine Uhr schon zwölfte schlug.  
Da hatte ich verdammt genug  
und ließ sie ab, die Luft. Davon ist zwar  
der gute Mond nicht aufgewacht, doch in dem Fenstereck  
die Mäusefrau. Sie hat im ersten Schreck  
geboren, was noch gar nicht fällig war.  
Die kleinen rosa Schnauzen piepsten da so nett,  
daß ich sie zu mir nahm ins warme Bett.

☐ Mein Gott, die lütten Dinger, noch ganz nackt  
und auch noch blind dabei —: mich hat das Elend so gepackt,  
daß mir was Nasses in die Augen kam.  
Dabei hat manches Weib von mir  
so unverhofft, wie dieses Mausestier  
ein Kind gekriegt, doch niemand nahm

den Bastard auf... Die armen Würmer kuschten sich  
in meine Hand, als wäre ich ihr Vater Mäuserich.

☞ Zuletzt war auch die Mäusefrau so zahm  
geworden, daß sie schwänzelnd zu mir kam.  
Die schwarzen Augen glänzten froh und groß  
in mein Gesicht hinein.

Und plötzlich war ich auch so mäuseklein  
wie dieses Weib und nahm es auf den Schoß  
und habe wohl die ganze Nacht bei ihr geruht.  
... ich, Franz Villon, war Blut von ihrem Blut.

### Nachgedanken

☞ Im milden Licht der Winternacht  
hab ich mich zu den Mäusen aufgemacht.  
Du aber fragst: warum denn nur?  
Hör zu —: es ist kein Tier so klein,  
das nicht von dir ein Bruder könnte sein.  
Ich weiß die Spur... nicht erst seit gestern Nacht.  
Mich hat schon manche Frau zum Tier gemacht.

Die Galgen-Ballade, die Villon seinen Freunden  
zum Abschied gedichtet hat\*

¶ Ach, Brüder, laßt uns hier nur ruhig schweben  
am langen Strick. Wir haben sowieso von diesem Hundeleben  
den Hals bis oben voll gehabt.

Wir haben nie, wie ihr, in einem weißen Bett gelegen,  
wir lagen Nacht für Nacht im schwarzen Regen,  
vom Wind zerfressen und vom Wurm zerschabt.  
Wenn erst im Wald die Eule dreimal schreit,  
ist auch der Teufel nicht mehr weit.

¶ Da strecken wir so durstig schon die großen Zungen  
und von dem milden Mondlicht eingesungen,  
schwimmt eine weiße Wolke um den Wald.  
So viele Sommerjahre haben wir den Magen  
mit Erde nur und Laub uns voll geschlagen,  
da wurde auch die Liebe kalt und alt.  
Wenn erst im Wald die Eule dreimal schreit,  
ist auch der Teufel nicht mehr weit.

¶ Aus unseren abgewürgten Hälsen manchmal pfeifen  
die bösen Träume noch und wollen nicht begreifen,  
daß auch die runde Welt ein Ende hat.  
Es grünen Disteln schon und Nesseln in den Eingeweiden,  
die mögen wohl den Wurm gut leiden

---

\* Zweite, von G. Paris mitgeteilte Fassung der Ballade von den  
Galgenbrüdern.

weil er so weiß ist und so glatt.

Wenn erst im Wald die Eule dreimal schreit,  
ist auch der Teufel nicht mehr weit.

¶ Weshalb soll uns am Ende gar der Teufel holen?  
Wir haben keinem Armen was vom Geld gestohlen  
und auch dem König macht es keinen Spaß,  
der bleibt viel lieber bei den Schnäpsen und Lampreten,  
läßt in der Kirche für sein Wohlergehen beten  
und legt sich zu dem weißen Reh im Abendgras.

Wenn erst im Wald die Eule dreimal schreit,  
ist auch der Teufel nicht mehr weit.

¶ Nun wir mit unserem Fett schon in der Sonne braten,  
ihr Brüder, denkt an eure eigenen Missetaten,  
die wird man nicht so leicht mit Bibelsprüchen los.  
Es fällt sehr bald ein Schnee auf eure Haare,  
dann liegt ihr auch auf einer schwarzen Bahre  
so klein und häßlich wie im Mutterschoß.  
Wenn erst im Wald die Eule dreimal schreit,  
ist auch der Teufel nicht mehr weit.

### Notwendige Nachschrift

¶ Und als er um die Mitternacht kam angeritten,  
der schwarze Teufel aus dem Höllenreich,  
da hat man grad die Schelme abgeschnitten  
und warf sie schnell den Fischen hin im Teich.

**Eine kleine Zugabe  
stiftet Villon zum Abgewöhnen**

¶ Ein schwarzer Efeu frißt sich tief  
in meine Wand hinein. Ich hänge schief  
vom Mond herab. Ich rinne hin  
zum Schleim des Wurms. Ich wurme auch.  
Und wachse herauf aus einem neuen Bauch  
noch wilder als ich bin.

Eine Ballade,  
mit der Meister Villon seine lieben Mitmenschen  
um Verzeihung bittet :

¶ Die dicken Fresser in Kamelhaarkutten,  
die frommen Nonnen und die Kardinäle  
mit ihren parfümierten Luxusnutten,  
Minister, Mamelucken und die Generäle  
mit Blech verklebt vom Nabel bis zum Ohr,  
eventuell auch noch der Königliche Mohr  
Rhinocedam, das große Schwein —  
sie mögen mir das Lästernaul verzeihn.

¶ Die Mädchen auch, die ihre weißen Äpfel springen lassen,  
damit die Männer nach dem Ding noch schärfer werden,  
die Gaunerhände, die in fremde Taschen fassen,  
Piraten, Feuerfresser und Zigeunerherden,  
Proleten, die verbraucht am Zaun krepieren,  
auch der Kretin, der krumm auf allen Vieren  
sich vollsäuft mit Champagnerwein —  
sie alle mögen mir mein elendes Geschick verzeihn.

¶ Nur der verfluchte Burgemeister nicht,  
dem spei ich lieber dreimal ins Gesicht,  
der hat mich um den letzten Bissen Brot  
betrogen und das bißchen Suff genommen.  
Der soll mir bloß nit in die Quere kommen,  
den Lausebengel schlag ich mausetot.

In diesem Zustand aber schaff ichs nicht allein,  
und deshalb mög er mir die Schlappheit auch verzeihn.  
¶ Nicht riechen kann ich auch die Herren vom Gericht,  
da hocken sie, mit Fäusten wie ein Schwergewicht,  
auf ihrem Paragraphenthron  
und brennen jedem, der nicht blecht,  
ein Schandmal auf die Stirn. Sie werden ihren Lohn  
bald kriegen für das gottverfluchte Recht.  
Daß ich bei dieser Jagd nicht darf der Hauptmann sein,  
das werden sie mir wohl verzeihn.

**Zum Schluß**  
noch dieses Anhängsel gratis und franko

¶ Man schlag dem ganzen Lumpenpack  
das Maul mit einem Hammer kurz und klein.  
Was übrig bleibt, das wäscht der Regen mir vom Frack.  
Ich bin Villon! Das braucht mir keiner hier verzeihn.

## Eine Marien-Ballade

die Villon seiner Mutter für den Hausgebrauch  
gedichtet hat

¶ Du Himmelskönigin im Gold und Blau der Ewigkeit,  
du Schmerzensweib und Leid von meinem Leid:  
nimm meine Stimme gnädig auf zu dir!

Ich bin ja nur ein armes Waisenweib,  
ich krümme mich noch tiefer in den Staub als Wurm und Tier,  
ich habe solche Angst, in dein Gesicht hinein zu sehn,  
und kann doch ohne dich nicht einen Schritt weit gehn.

¶ Empfehle mich der Gnade deines Sohnes, tu ihm kund,  
daß meine Knie vom Beten schon ganz wund  
geworden sind. Ich will die eingeborne Schuld  
mit meinem letzten Seufzer büßen, wenn er mir vergibt,  
wie seinen Feinden er verziehn und den Verräter noch geliebt  
und aufgehoben hat in Mitleid und Geduld.

O Mutter Unser, laß mich nicht so lang im Dunkel stehn,  
ich kann ja ohne dich nicht einen Schritt weit gehn.

¶ Bin eine alt und grau gewordene Frau  
und trinke Tag und Nacht den Tränentau  
der Einsamkeit. Bin keinem mehr was wert  
und keiner kommt und hebt mich aus dem Elend auf.  
Du aber stehst so strahlend da im Lauf  
der ewigen Gestirne... und das Schmerzensschwert  
in deiner Brust ist lauter Licht. O falt es in mein Flehn

und laß mich nicht noch weiter elend gehn.

¶ Oft tönt in meinen Witwenkral

Gesang der Nonnen und der Mönche Bußchoral.

Im Kloster, ja, da ist das Paradies so nah,

und auch der Hölle Feuer angefacht.

Das eine macht mich froh in kalter Mitternacht,

das andere, mit Blitz und Donnerton, geschah

schon tausendmal in mir. Ich aber will noch höher wehn

und kann doch keinen Schritt weit ohne deinen Segen gehn.

## Das große Testament (Bruchstück)

### I

¶ Als mich das Blut durchkochte dreißig Jahr  
und Tag und Nacht nur Gram und Schande war,  
da bin ich auch kein großer Gott gewesen  
und auch kein kleiner Narr im Jahrmarktszelt.  
Mich haben Gottes harte Reiserbesen  
vom Mutterleib verstoßen in die Welt.  
Doch du, Herr Bischof, Hund, du kannst mich nit  
verfluchen, weil ich bitter Strafen litt.

### II

¶ Ich bin noch lange nicht dein Sklave hier,  
du Judas, bin auch nicht dein Hundetier.  
Vergeß dir nie die schwarze Kerkerzelle,  
als draußen Sommer war mit Feuermohn und Wein  
und Frauen manchmal nackend auf der Schwelle  
zu meinem Herzen lagen. Ach, du Stein:  
Gott wird dir zahlen, wie du mich so hart  
geschlagen hast und bis aufs Blut genarrt.

### III

¶ Herr Jesus, aller Paradiese Stern,  
der schont um keinen Preis die großen Herrn;  
weil sie mir Tag und Nacht die Lust gestohlen  
und auch die Rosenfarb aus dem Gesicht:  
wird sie der Teufel in die Hölle holen

und Gott nicht innehalten im Gericht.  
Mein Beten muß noch lange Gift und Galle schnein;  
denn ich bin elend worden in der Welt allein.

IV

¶ Oft denk ich deiner, toter Kamerad.  
Daß du so schnell verdarbst: ach, das ist schad.  
Ich glaube manchmal: bist ein Stern geworden,  
der erste, wenn die Sonne untergeht.  
Und mußte ich dich auch im Wald ermorden:  
nun hast du Nacht für Nacht mein Bußgebet.  
Wie ich im Kerker lange für dich fror,  
jetzt öffne mir auch still dein Bruderohr.

V

¶ Gepeinigt hast du mich so manche Nacht,  
ich hab mir auch kein Dreck daraus gemacht.  
Herr Jesus war mein Beistand, wenns mich quälte,  
und hat mit Schlafmohn mich so süß genährt.  
Ach, keiner in der Welt, den ich mir wählte  
zum Bruder, hat so lange mir sein Herz gewährt.  
Er bringt jetzt guten Wind von Flandern her  
und läßt mich wieder schmecken Wald und Meer.

VI

¶ Auch du, Maria, warst so gut zu mir,  
dein Blumenbild gab meiner Seele Zier.  
Auch alle Heiligen Apostel kröne  
mein Dankwort, für geliebten Spruch in Not.

Mein König: Dir zumeist im Kranz der Söhne  
erlebe ich den Sieg im Abendrot:  
daß Ruhm und Ehr dir blühe für und für  
und Gott dir öffne langen Lebens Tür.

VII

¶ In dieser Welt, wo alles grau verweht,  
und elend in die Grube geht:  
sei du der Baum, des Blätter ewig dauern,  
der immerblühend goldne Früchte schenkt.  
Dir wird der Himmel nicht mit schwarzen Mauern  
verriegelt sein, wenn Jesus deine Hände lenkt.  
Du hast die Heimat gar so reich gemacht  
und auch an mich wie einen Sohn gedacht.

VIII

¶ Er hat mich aus dem schwarzen Hungerloch  
erlöst. Und nun, nach bitteren Wochen Qual und Joch,  
mein Herz, willst du den Abschiedsbrief mir schreiben?  
Ja, weil ich elend bin, zu nichts mehr gut:  
da muß ich mit dem dunkeln Wasser treiben  
und durch mein Blut schwält keine andere Glut.  
Weil ich kein Geld mehr habe, auch kein Weib,  
sing ich dies Winterlied zum Zeitvertreib.

IX

¶ Daß ich die Welt noch einmal um mich weiß,  
ja, solches schuld ich meinem König wohl zumeist.  
Wie bitter auch die Irrsal noch wird schmecken:

ist blauer Himmel über mich gebaut,  
kann mich kein böser Schatten mehr so schrecken.  
So lang ich leb und Augen hab und Laut,  
bin ich ein Hund und leck dem Herrn die Hand,  
die mich erhoben hat aus Schmach und Schand.

X

¶ Des ganzen Lebens schwarze Litanei  
vom Mutterleibe bis zum Todesschrei,  
die langen Wanderungen durch die kalten  
Gelächter aller Menschen und zuletzt  
der Streich des Henkers: haben böse Falten  
in mein Gesicht gemacht, mich so herumgehetzt  
wie Wölfe, die man aus den Wäldern in die Stadt rein jagt,  
wozu die Kirche auch noch Amen sagt.

XI

¶ Mir hats die Augen brauner noch gemacht  
als alle Bücher, die ich manche Nacht  
zerlesen habe in der Klosterzelle.  
Und bin ich auch gewandert ohne Kreuz und Stab:  
es sprang der Bach im Feld mit froher Welle  
an mir vorüber, und auch grüne Waldung gab  
mir das Geleit zu aller Jahreszeit  
auf einer Erde, tausend Meilen weit.

XII

¶ Nicht immer brauchen droben Sterne sein.  
Gott ist auch, wenn die schwarzen Bäume schnein.

Er hat noch jedem Greis den Sarg gegeben  
und gab der Jugend einen Rosenhut.

Wie mancher führt im Mai ein Lasterleben  
und ist doch wieder worden rein und gut.

Wenn Reue seine Seele füllte aus:  
dann flogen Engel dienend um sein Haus.

### XIII

¶ Und wünscht auch mancher schnöde meinen Tod:  
es kommt zuletzt ein großes Morgenrot,  
da wird die Welt gezählt und abgewogen,  
die Bösen müssen Gott zur Linken stehn  
und sind um jede Sommerfreud betrogen,  
wird ihnen jede Straße, wo sie gehn,  
zur Qual; da blühen keine Blumen mehr,  
da treibt auf schwarzem Meere ewig Nacht daher.

### XIV

¶ Als Alexander noch ein Kaiser war,  
wie schienen da die Sterne wunderbar  
auf jeden Schelm herab und gaben ihm so frohen  
Gewissensmut und rechtes Wort zur Zeit.  
Wollt ihn ein blasser Henkertod bedrohn,  
sah ihn der Kaiser an mit Gnädigkeit  
und fragte, mitten in dem Schlachtgebrumm:  
„Bist du ein Räuber worden: ei, warum?“

### XV

¶ Da sprach der Mann: „Warum wohl schimpfst du mich

gleich Spitzbub, weil so wenig ich  
gestohlen habe? Wär mir deine Macht gegeben:  
könnt ich auf Erden grade so wie du  
hoch über allem Volk als Herrscher leben.“  
Da schloß der Kaiser schmerzlich seine Augen zu  
und sprach: „Jetzt pflanz ich dich in bessre Erde ein  
und will mit Fleiß dein treuer Gärtner sein.“

#### XVI

¶ Da gingen viele Jahre hin mit Stern und Glück  
und fiel der Räuber nicht in Schand zurück;  
hat solche gute Tat vergolten  
in Ewigkeit mit reiner Herzenslust.  
Wie hab ich mich so oft schon Narr gescholten,  
daß ich mir solchen Kaiser nit gewußt.  
Blieb doch mein Leben lang ein Stümper nur,  
verstoßen von der Welt wie eine Straßenhur.

#### XVII

¶ Ja, bloß die Not trieb mich den schlechten Pfad  
und hat mein Leid gerächt mit böser Tat.  
Hab nichts dabei errafft, hab nichts gespart,  
bin arm geblieben und ein Lumpenhauften.  
Nun ist mein Haupt ganz grau und ausgehaart,  
ich kann mir keine Herzenslust mehr kaufen.  
Mir hält die Erde hin die Knochenhand  
und gräbt ein Lager in den Aschensand.

### XVIII

¶ Wie war ich Knabe einmal doch so stolz  
auf mein Gesicht; schoß durch die Welt Kobolz  
und fand am Ende einen weißen Leib,  
der gab sich mir mit schönen roten Beeren  
und war ein süßer Zeitvertreib  
den Sommer lang... Das will nit wiederkehren.  
Dahin Musik und Maientanz.

Jetzt trag ich einen schwarzen Sorgenkranz.

### XIX

¶ Und ist kein Feld und ist kein Strohsack mein,  
die Sippschaft läßt mich nicht ins Haus hinein,  
weil ich so rüdig bin und so zerlassen.  
Morsch sind im Maul die Zähne mir schon sehr  
und kann auch keinen Schritt mehr richtig fassen.  
O, käme doch das weiße Reh daher;  
mein Herz, vielleicht täts wieder einen guten Schlag  
und läge bei dem Reh so zart im Rosenhag.

### XX

¶ Ein Mannsbild, sorgendürr und hungerkrank,  
der findt allnirgend einen Kuß zum Dank,  
ein anderer frißt, was mir zur Lust geboren,  
nimmt meine Freudenzeit und schöne Augenstern.  
Hab meinen Thron im Hochzeitssaal verloren  
an einen aufgekratzten feinen Herrn.  
Mir blieb nur arge Pest und Bettlerqual,

ein andrer ist im Bett ihr froh Gemahl.

XXI

☞ Ach hätt ich nicht den Mai so schnöd vertan,  
dann wär geblieben ich im Korb der fette Hahn.  
Wer aber will mich nachgefärbten Mohr  
jetzt noch ins Bett, und Kinder von mir wissen?!  
Nicht mal der Hund, dem ich den Lausepelz so seiden schor,  
springt, wie ich will; kann nur mein Schuh beissen.  
Ich habe schon die Schul geschwänzt, und da beganns  
mit mir bergab, da wuchs der Satansschwanz.

XXII

☞ Nun sorg ich nicht mehr, daß vom Reichtum mir  
ein Wolf was raubt und niederbrennt. Nicht dort, nicht hier  
ruht alles, was mein Eigen war in Bitterjahren.  
Und mir zum Hohn kräht auf dem Mist der Hahn, wie früher  
und wenn er dreimal kräht: dann muß ich fahren [schon,  
hernieder in die Grube zu dem andern Aas.  
Und bin vielleicht zu wenig für den Madenfraß.

XXIII

☞ Da unten ruht so mancher Kamerad,  
der Treu versprach und hielt. O gute Tat!  
Hätts auch von Hundert einer nur gehalten,  
in ihm wär Glanz von Gottes Angesicht.  
Ich will ihm kinderfromm die Hände falten.  
Und hat mein Bitten auch nicht viel Gewicht,  
so bitt ich doch: Herr Jesu, nimm ihn gern

ins Paradies, und mach ihn schön zum Stern.

XXIV

¶ Und manche sind geworden groß und stolz  
und geben keinem was von Brot und Holz.  
In güldnen Wagen fahren sie mit weißen Pferden  
und haben Dienerschaft zu eigen ganz und gar.  
Sie haben schon ihr Himmelreich auf Erden  
und werden doch nicht aufgenommen in der Engelschar,  
wenn mit Drommeten über Nacht die Stadt  
zusammenkracht, und keiner eine Heimat hat.

XXV

¶ Und mancher fuhr ins Kloster ein zur letzten Ruh  
und gab dem Herrn sein Ich und auch sein Du.  
Ich aber bin der ausgelachte Narr geblieben,  
mein Leben starb wie Zunder weg und Stroh.  
Vielleicht hab ich ein Lied wem aufgeschrieben,  
und wars ihm Dank, dann bin ich leise froh.  
Vielleicht denkt auch die Jungfrau noch zurück,  
der ich die Unschuld ließ. Das war ihr schönstes Glück.

XXVI

¶ Nur was ich leiden mußte, das blieb groß.  
Das dank ich dir, mein Herr. Es ist ein schönes Los,  
für diese Sündenwelt so leiden müssen.  
Die Kirche soll mir auch noch fürderhin  
gestohlen bleiben. Will den Rosenkranz nit küssen.  
Mir steht der Herr viel höher in dem Sinn

als euch, die ihr vor bunten Bildern kniet  
und, wenn es blitzt, in dunkle Keller flieht.

XXVII

¶ Oft lachen sie mich aus, daß mir vom Leib  
die Kleider faulen. Ist mein Zeitvertreib:  
wenn andre schön in Gold und Silber prunken,  
dann zeig ich meine Schwären auf, die Brust voll Kraut,  
und taumle in die Kirchen süß betrunken.  
Maria bleibt mir doch die liebe Braut,  
wenn ich auch ausgestoßen werde nackt und bloß  
... Gott ist auch unter Bäumen groß.

XXVIII

¶ Im Wald, da ruht ganz tief ein stiller See,  
sind schön Gewürm darin, und wenn ich tiefer geh:  
der munteren Fische grün und goldne Farben.  
Da wünsch ich mir schon lang die letzte Ruh,  
da sollen sein gebettet meine Garben.  
Ich steh schon lange mit dem Tod auf du und du.  
Ich brauch auf keinen Weiser mehr zu schaun,  
ich suche nur ein Loch im Zaun.

XXIX

¶ Mich freut kein Haus, mich freut schon lange nichts.  
Mein Herz, wie eine Dornenkrone stichts.  
Ich bin nicht Gottes liebster Sohn gewesen,  
ich ging dahin, wie mich die Laune grade trieb.  
Mich hätten gern Zigeuner aufgelesen,

doch war ein Schoß, wo ich verborgen blieb.  
Jetzt hat die alte Frau ganz weißes Haar  
und ist allhier schon neunzig Sorgenjahr.

XXX

¶ Auch Laster sind von Gott gesandt und gut.  
Wohl dem, der sie bis zu dem bitteren Ende tut.  
Wer sie nicht kennt, der kann auch nicht von Sünden  
erlöset werden durch des Herren Blut.  
Woher ich kam, will ich auch wieder münden.  
Im Mutterschoß: da ist es, wo man schöner ruht  
als in dem Freudenbett der Königin,  
denn solche Nächte gehen oft wie ein Begräbnis hin.

XXXI

¶ Wer sterben muß, ach, der stirbt hin mit Weh:  
im Winterwald beim Mond im schwarzen Schnee.  
Ist keine Schwester da mit Gall und Essigschwamm,  
wird keiner dir den letzten Platz wegnehmen,  
und wo du stirbst, da wird man in den Stamm  
drei Kreuze schneiden und den Wald verfemen.  
Zur Erde wird dein Fleischernes sobald.  
Und morgen schon die große Jagd darüber schallt.

XXXII

¶ An mir ist wirklich nichts verloren hier.  
Doch du, du schönes weißes Menschentier,  
mir nachgesprungen, weil dich schnöd verführte  
ein arger Lump mit Federhut und Schwert

und nicht zum Eheweib vor Gott erkürte:  
O, du bist besserer Himmelfahrt schon wert.  
Dir gäbe Gott der Paradiese schönsten Lohn:  
vom Haupt Maries die goldene Himmelskron.  
XXXIII

¶ Dein Bild im Angesicht, so schlaf ich ein.  
Es wird nur eine kleine Reise sein,  
da werden mir die Augen überlaufen  
so hoch von Sternentier und Sommerwind  
und werden andre Winde schnaufen  
und wieder sein so rein wie Kinder sind.  
Eh ich mich weiter elend noch verwein:  
o schönes Reh: bald wirst du mein Gespiele sein.  
XXXIV

¶ Hab nun die Augen leise umgedreht  
und auch mein Herz spricht schnell noch ein Gebet.  
So dunkel ist es auf der Erde worden,  
so leise hebt ein guter Wind mich auf;  
ich fahre aus dem winterweißen Norden  
mit Engelchören und mit Feuerlauf  
in eine schöne grüne Ewigkeit,  
und werde tragen ganz von Gold ein Königskleid.  
XXXV

¶ Ich sage nicht, daß jedem solch ein Glücksgenuß  
verliehen ward vom lieben Gott. Wie mancher muß  
mit weniger Sünden sich bescheiden und sein Haus

wohl auferbaun nach der Gesetze Plan.  
Muß sich mit Salben das Gesicht beschmieren,  
den Buckel krümmen und noch weißer als ein Schwan  
den Ehrensessel in der Kirche zieren.  
Dafür singt auch an seinem Sterbebett,  
auf Wunsch ein Nonnen- oder Mönchsquartett.

XXXVI

¶ Wieviel ist nur für Knaben schön und gut  
und albern, wenn ein Greis sich damit wichtig tut.  
Seht, wie der Affe da das Maul aufreißt,  
wie seine kleinen Augen sich verdrehn,  
wenn sich kein Mädchen mehr in seinen Wurm verbeißt.  
Und wäre sie vom Kopf bis zu den Zehn  
ein abgegrastes Hurenweib:  
selbst die wär noch zu schad für solchen Zeitvertreib.

XXXVII

¶ Ich meine nämlich jetzt den Herrn Ronsard,  
der ehemdem mein saubrer Hauswirt war.  
Für jedes Mädchen, das in meinen Laden kroch,  
hab ich ihm extra einen Kümmel schmeißen müssen.  
Dafür hats in dem feuchten Hundeloch  
so arg nach Mist gerochen, daß mir oft das Küssen  
vergangen ist. Dabei hab ich besonders viel  
mir eingebildet auf mein Flötenspiel.

XXXVIII

¶ Der Herr Ronsard, verdamm mich, der war gleich

zur Stelle und bemerkte, daß er reich  
versehen sei mit allem, was man so in einer Nacht  
an Gut und Blut verbraucht. (Er hatte, notabene,  
fünf Ehefrauen schon ins Grab gebracht  
und immer noch war seine Bogensehne  
so scharf gestrafft.) Das alte Schwein  
fraß nur Fasanenfleisch und soff uralten Ungarwein.

XXXIX

¶ Doch lassen wir das Thema jetzt,  
sonst fühlt am Ende noch ein alter Sünder sich verletzt.  
Und hetzt den Staatsanwalt mir auf den Hals:  
von wegen Unzucht, Völlerei und Afterkunst.  
Ich habe nämlich keinen blauen Dunst  
vom Paragraphenkram, und kenne bestenfalls  
den Henker, dem ich einmal schon mit knapper Not  
entwichen bin... ich dank für solchen Tod!

XL

¶ Ich will mich lieber splinternackt  
noch einmal in ein rotes Kleefeld legen.  
Es ist so schön... (du denkst: wie abgeschmackt!)  
wenn rudelhaft die Wolken durch den Himmel fegen.  
Mir aber schmeckt nun einmal dieser Zug  
ins Tierbereich. Was drüber ist... das ist Betrug  
an jenem Drüsensaft,  
der uns den Fiedelbogen strafft.

### XLI

¶ Ich bin wahrhaftig nicht der Herr Ästhet,  
der immer stöhnt, wemms nicht nach seiner Pfeife geht.  
Ich denk, der Herrgott hat uns allesamt aus dem Morast  
herausgefischt und schön zu seinem Ebenbild verpaßt.  
Es liegt an euch, wenn mir das Leben schöner blüht.  
Ich habe schon so viel Geduld  
mit euch gehabt, daß mir noch immerzu der Schädel glüht.

### XLII

¶ Ich kann auch nichts dafür, daß mich  
die jungen Mädchen oft für strammes Astwerk halten,  
wenn sie auf ihrem Strich  
sich gern in die Gesträuche falten.  
Ich habe manchmal selber nicht kapiert,  
daß sie von mir zu Weihnacht schwanger gingen.  
Ich weiß wohl, daß mir öfter Schlimmeres passiert;  
nur spricht man nicht von solchen Dingen.

### XLIII

¶ Der König denkt in diesem Punkt zurzeit  
ein wenig freier wohl und schreibt sein Leid  
und auch die Lust mit einem goldenen Kiel  
ins Tagebuch. Tüt Franz Villon dies auch,  
dann wär es aus mit seinem faulen Bauch.  
Denn grade der, der ist die Hauptperson im Spiel.  
Ich singe lieber zur Harmonika noch fix  
ein Räuberlied... und weiter nix.

#### XLIV

☞ Denn so allmählich kommt der Tag heran,  
wo ich vielleicht nicht mehr in Ruhe kacken kann,  
geschweige Verse dichten für den Hausgebrauch.  
Vor meiner Türe horcht seit hundert Jahren schon  
die Enkelschar auf den gewissen Ton  
vom letzten Loch... der Teufel wartet auch  
darauf und hat sogar um Vorschub nachgesucht.  
Und als ich ihm nichts gab, hat mich das Aas verflucht.

#### XLV

☞ Aus diesem Grunde will ich endlich reinen Tisch  
mit meinem Dasein machen. Vieles riecht nicht mehr ganz frisch  
und kommt gleich auf den Mist.  
Den Rest verschreibe ich zu einem Teil  
der Nonne, die mit zwanzig Jahren noch ganz heil  
am Bauch geblieben ist.  
Und wieder einen Teil erhält der Henker für den Strick,  
mit dem er selber sich erlöst vom Genick.

#### XLVI

☞ Ich will auch dieses letzte Mal  
mit einer schönen runden Zahl  
die Kirche unserer Lieben Frau erfreun.  
Dafür soll mir an jedem Allerseelentag  
die hohe Geistlichkeit mit Dschindera und Paukenschlag  
ganz frische Jungfernhäute auf die Nase streun,  
damit ich von dem weißen Muttertier

beileibe nicht den Nachgeschmack verlier.

XLVII

¶ Was schließlich übrig bleibt von meinem Hab und Gut,  
das soll man einem Bettler in den Hut  
hinein tun. Doch wenn dieser Tropf  
vielleicht gar „Dankschön“ sagt  
und nach dem Spender fragt:  
dann haut ihm mit dem Brett eins auf den Kopf.  
Ich habe nie gefragt, woher es kam,  
wenn ich mir Geld aus fremden Kassen nahm.

XLVIII

¶ Ich hätte mancherlei auf meinem Herzen noch.  
Doch wenn man so behindert ist, wie ich in diesem Loch,  
dann denkt man mehr, wie das wird sein,  
wenn Franz Villon sein Köpfchen in die Schlinge steckt  
und in den grünen Himmel seine Zunge bleckt.  
Auch hab ich Sorge, daß mir aus dem Hosenbein  
was Nasses fällt. Das kommt bei solchem Sturz  
wohl öfter vor... doch lieber wäre mir ein trockner Furz.

XLIX

¶ Auch wegen dieser Todesart an sich  
bin ich mir noch nicht klar, ob ich  
nicht etwa protestieren soll.  
Es zeigt wahrhaftig nicht von viel Respekt  
vor Gottes Ebenbild, daß man es so verdreht  
dem Herrn zurückgibt. Doch die Welt ist voll

von Unkultur... drum will ich auch nicht mehr  
den Kopf mir kratzen für dies Hammelheer.

L

¶ Ich sause ab, ich sage gern ade.  
Ich trage bald ein Kleid, so weiß wie Schnee.  
Es braucht nicht grad der Himmel sein,  
wo man mir Wohnung gibt...  
Ich habe einmal ein Zigeunermensch geliebt;  
in ihren Kral, da tret ich leise ein.  
Und will sie, daß ich ihr die Zähne wieder putzen tu  
mit meinem Maul... dann, liebe Seele, hast du endlich Ruh.

**Notwendige Nachschrift,  
mein Begräbnis betreffend :**

¶ Da ich nun doch zur Erde wieder faulen muß,  
aus der ich einmal grün nach oben schoß:  
so möchte ich in Saint-Avayl begraben sein.  
Ich habe dieses Nest vor Jahren schon  
mir auserwählt. Es ruht dort auch mein Sohn  
Armand, der leider nur mit einem Bein  
zur Welt kam, und am vierten Tage sich vom Herrn  
versetzen ließ nach einem andern Stern.

¶ In dem besagten Dörfchen also soll man mir  
die Grube machen, wenn ich hier krepier.  
Und wenn es möglich ist, soll einen Pflaumenbaum

man mir zu Füßen pflanzen. Um des Himmels willen aber kei-  
nen Block

aus Marmor auf den Schädel tun... Mein Rock  
war viel zu sauber für den Schaum  
der sogenannten Ehre. Außerdem  
wärs auch zu schade für den schönen Lehm.

☞ Auf einem grauen, nicht zu kleinen Stein  
vom Feld gleich nebenan, soll kurz und klar geschrieben sein,  
wer unten fault und was er so im Leben war.  
Nur nicht mit goldnen Lettern etwa, nein, nehmt Ruß  
mit Teer vermenget für diesen Schmuß.  
Dann wird vielleicht im Jahr  
Zweitausend nach des Herrn Geburt  
die Welt noch wissen, wie Villon gedichtet hat, gestohlen und  
gehurt.

☞ Schreibt einfach so — : „Hier unten ruht bei Wurm und Mist,  
besiegt von Suff und Weiberlist,  
ein armer Teufel, ein Vagant,  
Francois VILLON genannt.  
Er hatte nicht einmal ein eigen Dach  
sein Lebtag überm Kopf gehabt.  
Er schritt dahin: zerbeult und abgeschabt,  
den Fürsten zum Gespött, den Spießern zum Verlach.  
Er gab den Armen hin, was er besaß,  
und gibt sich jetzt dem Wurm noch hin zum Fraß.“

Notwendige Anweisung,  
welches Gebet ihr an meinem Grabe zu sprechen habt :

¶ Geht bitte nicht vorüber hier an diesem Ort  
und legt bei euren Heiligen ein gutes Wort  
für meine müde Seele ein.

Ich will euch lieber vorkaun, was ihr beten müßt,  
nachdem ihr euch bekreuzigt habt und Gott die Hand geküßt.  
Nur müßt ihr euch vom Schein  
der Kerzen nicht verwirren lassen  
und einer Frau womöglich in den Rockschlitz fassen — :

¶ „O Herr, gib diesem armen Luder hier  
den Frieden, den er bei dem wilden Tier,  
gemeinhin Mensch genannt,  
nicht fand. Er war der Erde ärmster Knecht,  
es ging ihm schlimmer noch als schlecht,  
man hat ihn angespien und Schande in sein Fleisch gebrannt.  
Er hatte nur den Wind zeitlebens im Gesicht,  
o Herr, nun schenk ihm Licht von deinem Licht.  
Was sonst von ihm noch übrig bleibt,  
bringst höchstens eine neue Tulpenart in Schwung.  
Wer dennoch Verse von Villon abschreibt,  
begriff nur den Geruch vom Dung.“

## Verzeichnis der Werke von und über Villon aus dem Besitz des Herausgebers

### I

#### Gesamtausgaben und Teilsammlungen.

1. Le grant testament Villon et le petit. Son codicile, le jargon et ses ballades. (Paris: Levet) 1489. (Faks.-Druck Paris: Editions des Quatre-Chemins 1924).
2. Les oeuvres maistre François Villon. Paris: Bonnemere 1532.
3. Les oeuvres de François Villon de Paris, reueues et remises en leur entier par Clément Marot. Paris: Gyrault 1542.
4. Oeuvres de François Villon. Avec les remarques de diverses personnes. (Hrsg. Le Duchat u. Formey) A la Haye: (Paris) Moetjens 1742.
5. Oeuvres de Maistre François Villon . . . Par J. H. R. Prompsault. Paris: Béthune 1832.
6. Oeuvres de François Villon, publiés avec prevace, notice note et glossaire par Paul Lacroix. Paris 1877.
8. Oeuvres complètes de François Villon, par Henry Flaask. Brüssel 1879.
9. Villon: Les Deux testaments. Suivis du banquet du boys. Publiés par Paul Jacob. Paris 1866.
10. Oeuvres de François Villon. Publiés par J. de Marthold. Paris 1896.
11. Die Werke Maistre François Villons. Mit Einl. hrsg. von Wolfgang von Wurzbach. Erlangen: Junge 1903.
12. Oeuvres complètes de François Villon, publiées d'après les manuscrits et les plus anciennes éditions par Auguste Longnon. Paris: Lemerre 1892.
13. François Villon: Le testament. Leipzig: Inselverlag 1921.

14. François Villon: Lais. Poésies diverses. Leipzig: Inselverlag 1921.
15. François Villon, des Meisters Werke. Übersetzt u. hrsg. von K. L. Ammer. Leipzig: Zeitler 1907.
16. François Villon: Fünf lasterhafte Balladen. Hrsg. von Paul Zech. Berlin: 1914. Privatdruck.
17. François Villon, des Meisters Werke. Übers. u. hrsg. von K. L. Ammer. Berlin: Hyperionverlag (1920).
18. François Villon: Oeuvres. Par Louis Thuasne. T. 1—3. Paris 1923.
19. Brecht, Bert: Die Songs der Dreigroschenoper. Berlin: Kiepenheuer 1928.
20. Haringer, Jacob: François Villon. Das Testament. Umdichtung. Krimmitschau: Stoß 1928.

## II

### Werke über Villon und Kommentare zu seinem Werk.

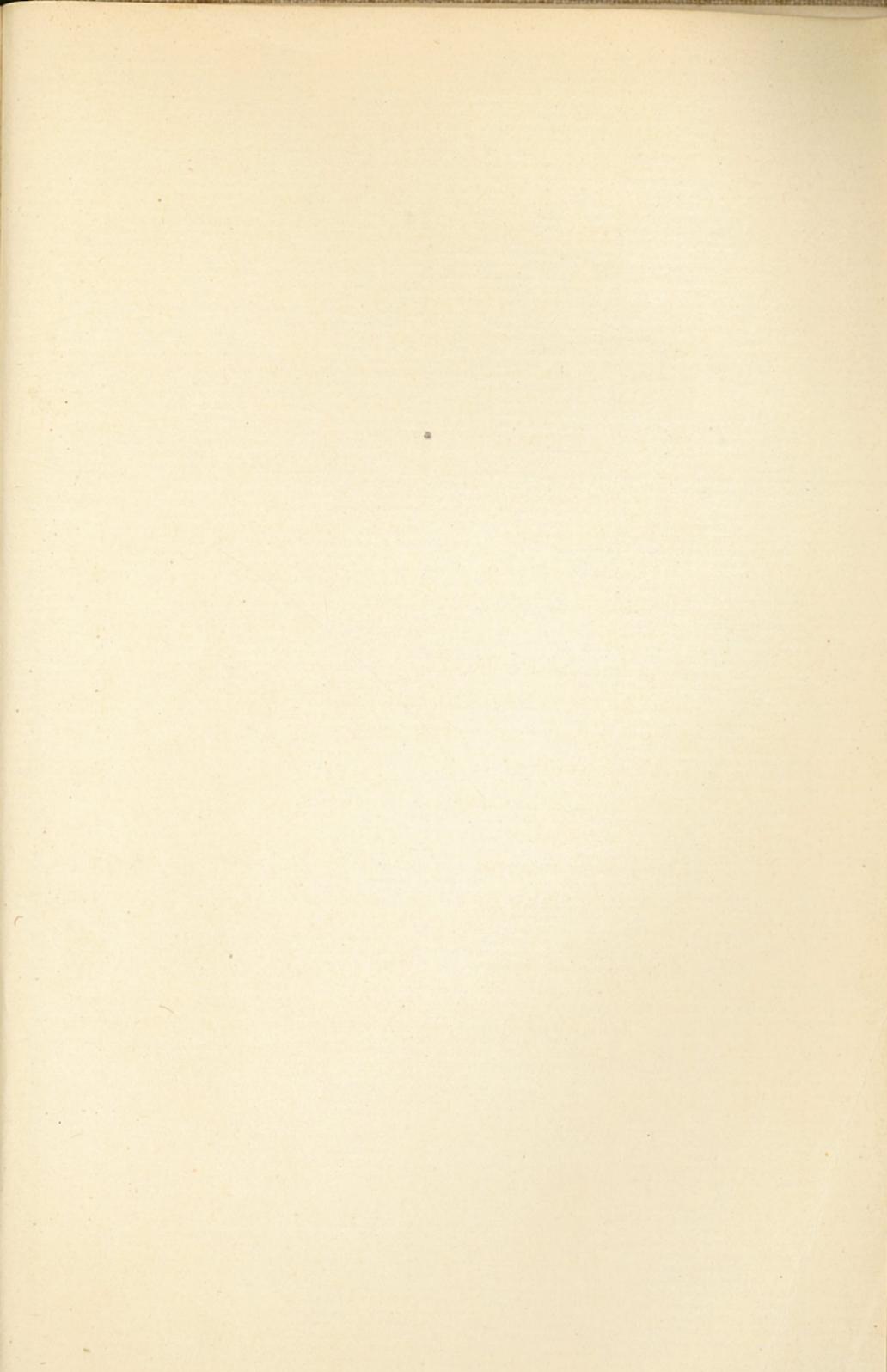
21. Nagel, Siegfried: François Villon. Versuch einer krit. Darst. seines Lebens nach seinen Gedichten. (Berlin) 1856.
22. Campaux, Antoine: François Villon. Sa vie et ses oeuvres. Paris: Durand 1859.
23. Stimming, Albert: François Villon. Diss. Göttingen. Berlin: Schade 1869.
24. Schöne, Lucien: Le Jargon et jobelin de François Villon. Paris 1881.
25. Vitu, Albert: Le jargon du XV. siècle, étude philologique. Onze ballades attribuées à Villon . . . Paris 1884.
26. Armbrust, Wilhelm: François Villon, ein Dichter und Vagabonde. (Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Literaturen. 1881. Bd. 65.)
27. Schwob, Marcel: Le jargon des Coquillarts en 1445. Paris 1898.
28. Marthold, Jules de: Le jargon de François Villon. Paris 1909.
29. Schneegans, Friedrich Eduard: Maistre François Villon (Neue Heidelberger Jahrbücher Bd. XI) 1902.
30. Carco, Francis: Le Roman de François Villon. Paris: Plon 1926.

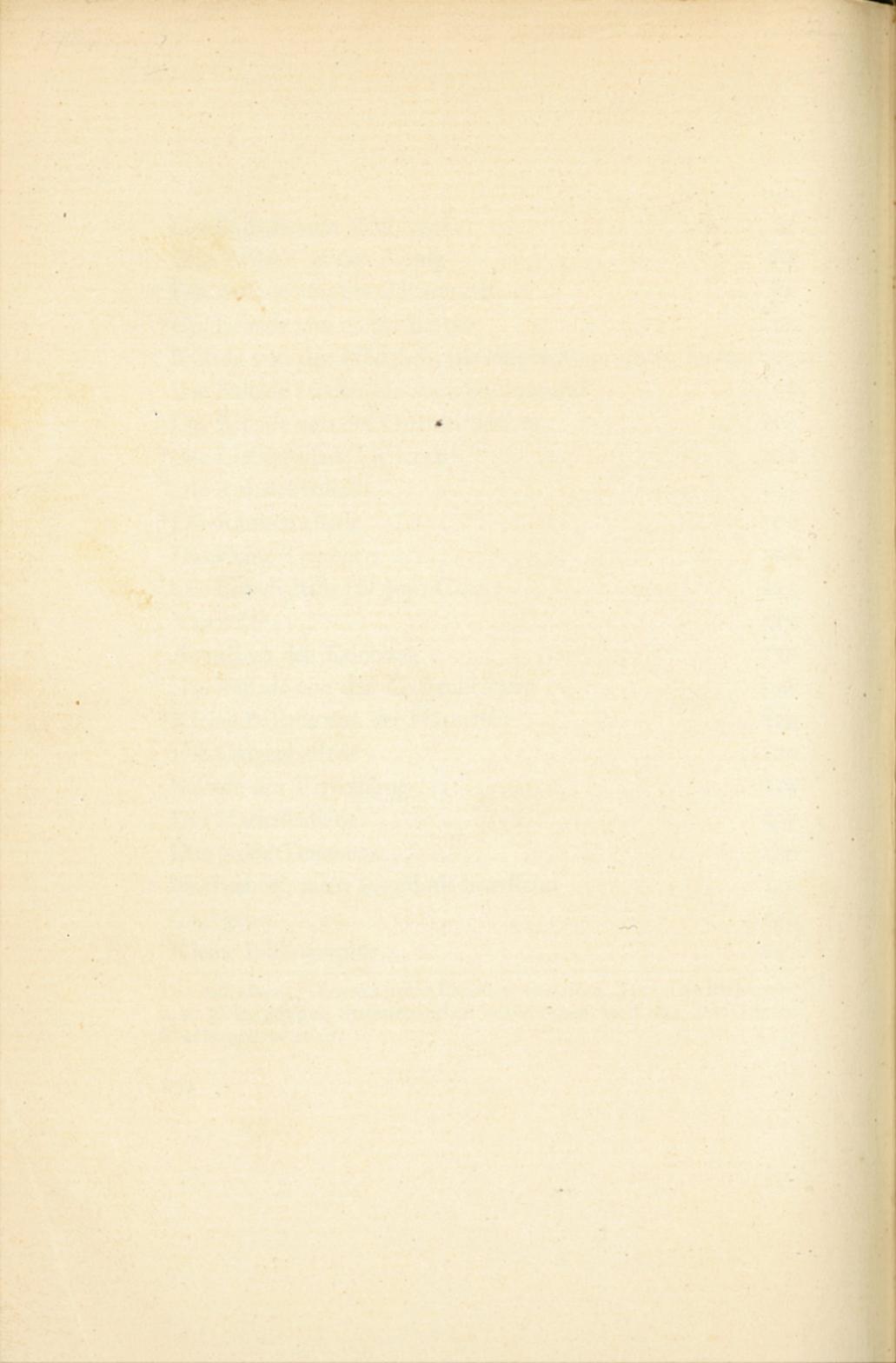
## Inhaltsverzeichnis

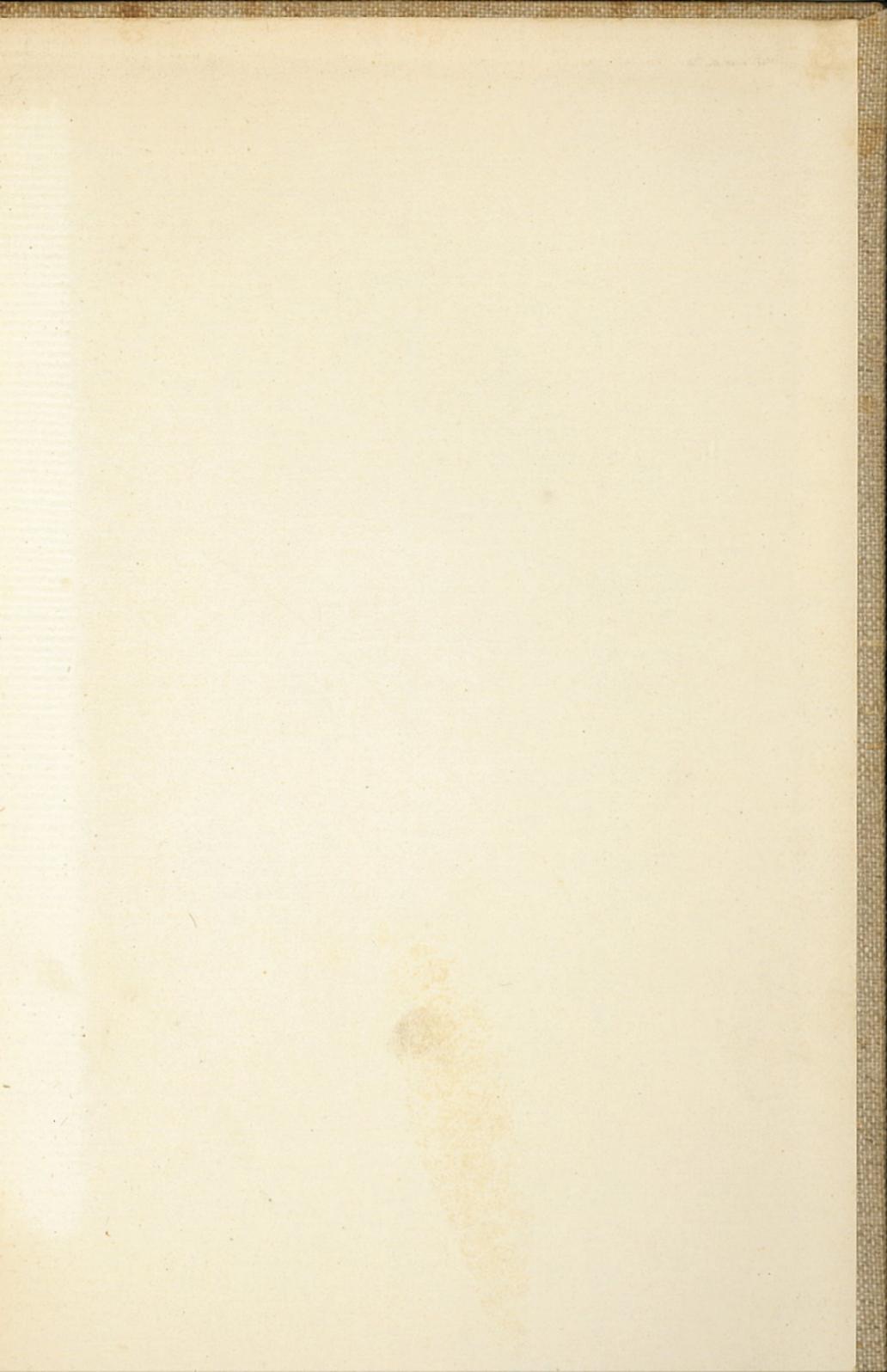
	Seite
François Villon, sein Leben und sein Werk.....	5
Faksimile der Titelseite der ersten Ausgabe.....	53
Une fois me dictes ouy.....	55
*Eine Ballade für den Hausgebrauch im Winter.....	56
*Die Sommerballade.....	60
*Eine Trauerballade für Cylaea.....	62
*Die Ballade von den drei Landstreichern.....	64
*Vierzeiler an Margot.....	66
*Eine Ballade für Mira.....	67
*Eine kleine Ballade für Florestan.....	68
Die Ballade von den Frauen des Altertums.....	70
Die Ballade von den Vogelfreien.....	72
Die Ballade vom schlechten Lebenswandel.....	74
*Die Ballade von der schönen Stadt Moorah.....	75
*Eine kleine Liebesballade für Jeanne Cul de Quée.....	77
*Eine verliebte Ballade für Ysabeau d'Aussigny.....	78
Die Ballade von den schönen Frauen von Paris.....	80
*Die Ballade von den drei Coquillards.....	82

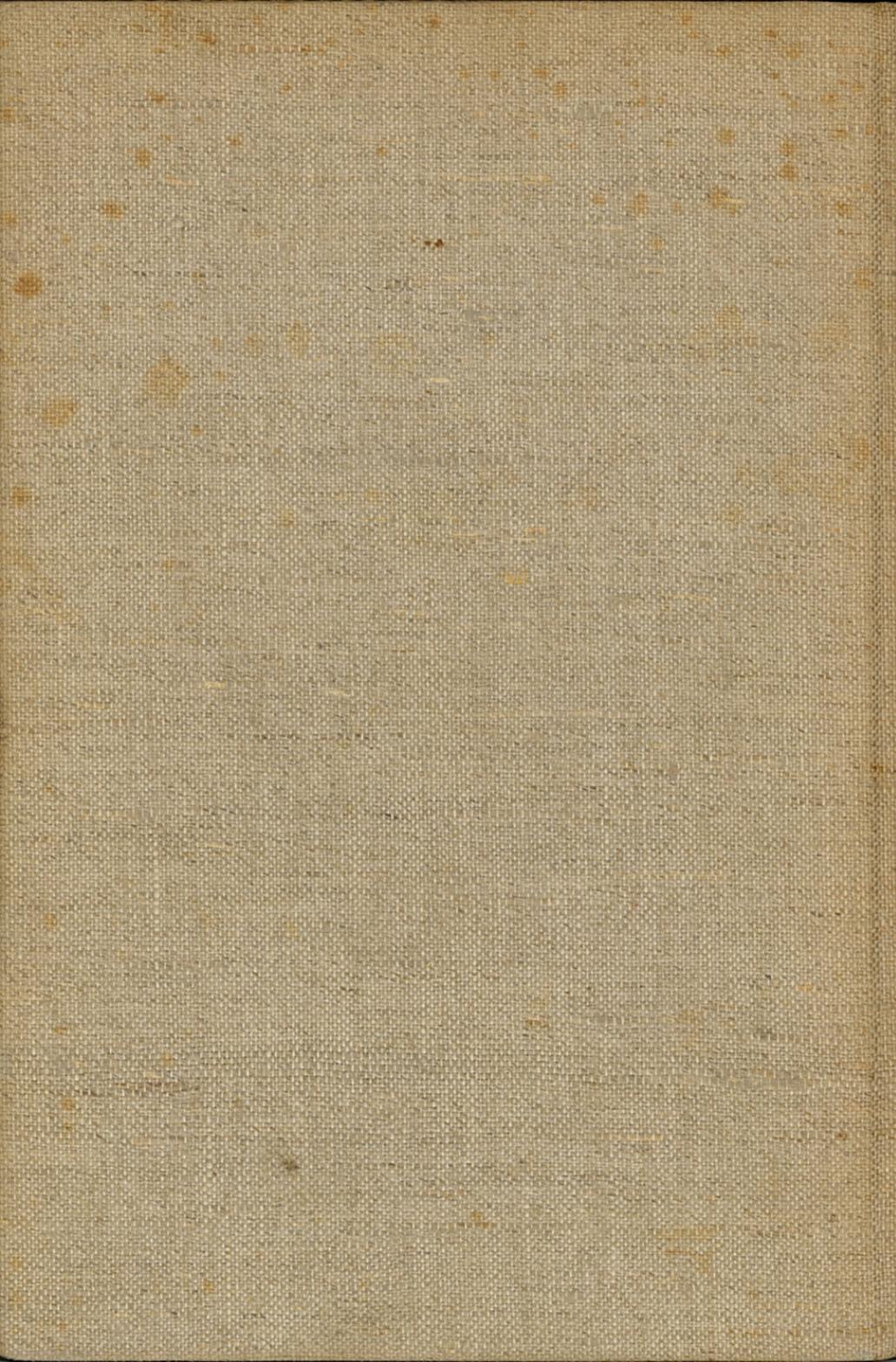
	Seite
Die Ballade vom Wohlergehn .....	84
Eine Ballade an den König .....	86
Die Ballade von der Klempnersfrau .....	89
*Die Ballade von einem Barbier .....	92
Ballade von den Mädchen, die keinen Mann mehr finden	95
Die Ballade an den Herzog von Burgund .....	98
Die Ballade von der Unzufriedenheit .....	100
*Die Liebesballade für Leylah .....	102
Die Zuhälterballade .....	104
*Die Räuberballade .....	106
Das kleine Testament .....	108
Die Bettelballade für Jean Cotart .....	113
Vierzeiler .....	115
Appell an den Reichstag .....	116
Die Ballade von den Galgenbrüdern .....	118
*Kleine Ballade von der Mäusefrau .....	120
Die Galgenballade .....	122
Ballade um Verzeihung .....	125
Die Marienballade .....	127
Das große Testament .....	129
Nachschrift, mein Begräbnis betreffend .....	146
Grabgebet .....	148
Kleine Bibliographie .....	149

Die mit einem \* bezeichneten Balladen sind dem „Jardin de Plaisance“ u. a. gleichzeitigen Sammelwerken entnommen und aus der Urform übertragen worden.









VILLON

—  
Balladen

und

Lieder